



Wie könnten Zeitungen aussehen ...

..., die nicht aus großen Medienhäusern kommen? Die von Menschen erstellt werden, die sich aus verschiedenen Perspektiven mit Themen auseinandersetzen, für die sie brennen?

Wir (der unabhängige Augsburger Medienrat) haben uns viele Fragen gestellt, mit folgendem Ziel: Eine Zeitung zu erstellen, die die Art und Weise, wie Medien gemacht werden hinterfragt. Hier wollen wir Möglichkeiten aufzeigen, zu informieren. Gleichzeitig machen wir Stimmen lauter, die sonst in der breiten Öffentlichkeit kaum Gehör finden.

Den ersten Teil des Ergebnisses lesen Sie grade. Die Zeitung besteht insgesamt aus drei Teilen, dabei sind die Ausgaben so aufgebaut, dass sie ineinandergelegt werden können. Letztendlich werden die Teile eine vollständige, 12-seitige Zeitung ergeben. Halten Sie also in den nächsten Jahren gut Ausschau nach den folgenden Teilen!

Mit jeder erscheinenden Ausgabe wird auch die Autor*innenschaft wachsen. Aktuell besteht diese aus dem Augsburger Medienrat und dessen Umfeld und wird weiterhin neue Perspektiven beisteuern.

Dabei sind die Inhalte so vielfältig wie die Menschen, die sie erstellen: Von unbekannten Sportarten über sehr persönliche Texte aus unterschiedlichen (Betroffenen)Perspektiven, bis hin zu kritischen Auseinandersetzungen mit (Print)Medien.

Die teils spielerische Herangehensweise soll eine Annäherung an ein ernstes Thema ermöglichen und Denkpulse setzen. In aktuellen Diskursen werden Menschen auf Grund ihrer Unterschiede in Kategorien eingeteilt. Hautfarbe, Geschlecht, Alter, Behinderung oder Sexualität beeinflussen die Art, wie wir Menschen wahrnehmen und welche (Diskriminierungs-)Erfahrungen sie in unserer Gesellschaft machen.

Vielfalt kann in ihrer Komplexität kaum erfasst werden, doch ist das noch lange kein Grund, es nicht zu probieren. Denn nur durch Zuhören und gegenseitige Solidarität können wir voneinander lernen und gemeinsam für die Dinge eintreten, die das Leben erst für alle lebenswert machen. Dafür müssen wir uns auf das konzentrieren, was uns verbindet.

Ob dies nun der allmorgendliche Gang auf die Toilette oder unsere Begeisterung für Katzenbilder sein mag – Menschen sind wir alle!

MiAux



Grußwort

VOM ABORT

Waren Sie heute schon auf dem Klo?

Ja? Dann waren Sie höchstwahrscheinlich nicht allein!

Also ja, sie saßen vermutlich alleine im Raum, aber zeitgleich mit Ihnen dürften noch zahlreiche andere Augsburger*innen „gesessen“ sein.

Banal und albern?

Nun, im Grunde haben Sie recht. Schließlich reden wir nur von einem menschlichen Grundbedürfnis, das alle Menschen eint.

Aber immerhin scheinen wir Ihre Neugierde geweckt zu haben. Und das ist gar nicht so leicht. Denn die Realität zeigt uns: Mit Themen, die verbinden, erreicht man Aufmerksamkeit wesentlich schwerer, als wenn man das Trennende betont, Ängste schürt, Differenz markiert. Die Dynamik der (Sozialen) Medien spielt dabei eine zentrale Rolle: Algorithmen belohnen Zuspitzung, Plattformen fördern Echokammern, und selbst etablierte Medienhäuser stehen unter dem wirtschaftlichen Druck, Aufmerksamkeit um jeden Preis zu erzeugen.

Doch je mehr Soziale Medien und journalistische Formate auf das Trennende setzen – auf Empörung, auf Schlagzeilen, die polarisieren und Klicks generieren – desto leichter verlieren wir aus dem Blick, was uns als Menschen verbindet.

Dabei ist diese umfassende Perspektive gerade jetzt notwendiger denn je. Denn Aufmerksamkeit ist nicht gleich Wahrheit. Und Empörung ist kein Ersatz für Empathie.

Ohne Empathie, ohne dass wir unsere Gegenüber mit ihren Gefühlen und Bedürfnissen wahrnehmen, entmenslichen wir uns jedoch gegenseitig und sprechen uns letztlich die Daseinsberechtigung ab. Das, was uns verbindet, ist somit die Basis, auf der jede Gesellschaft steht – Es ist das Fundament, das es zu schützen gilt, weshalb wir es uns nicht oft genug ins Gedächtnis rufen können.

Dies fällt umso leichter, je klarer wir dabei vor Augen haben, was uns eigentlich verbindet.

Einen Vorschlag hierfür liefert beispielsweise die US-amerikanische Philosophin Martha Nussbaum mit ihrem Fähigkeitsansatz: Dieser erinnert daran, dass alle Menschen – unabhängig von ihrer Biografie oder (zugeschriebenen) Merkmalen – die selben grundlegenden Bedürfnisse teilen. Sie spricht von Fähigkeiten wie dem Recht auf Leben, körperliche Unversehrtheit, Bildung, emotionale Bindungen, Teilhabe und Selbstbestimmung, welche ermöglicht sein müssen, um ein gutes Leben zu führen. Diese sind somit keine abstrakten Ideale, sondern konkrete Bedingungen für ein Leben in Würde.

Die Fähigkeiten, die Nussbaum beschreibt, sind universell. Sie gelten für alle Menschen gleichermaßen. Wenn wir sie als gemeinsame Basis verwenden, um Andere in ihrer (individuellen) Lebenswelt wahrzunehmen, zu beschreiben und versuchen zu verstehen, schaffen wir Empathie, Verständnis und eine Grundlage, Gesellschaft gemeinsam auf Augenhöhe zu gestalten.

Wie wäre es also, wenn wir alle den Fokus wieder mehr dorthin verschieben?

Wenn wir erst versuchen, die „Anderen“ zu verstehen, statt mit reflexhaften Vorwürfen zu reagieren? Wenn wir Medien mehr als das verstehen, was sie sein sollten: ein Dienst an der Öffentlichkeit, ein Beitrag zur Verständigung, ein Schutzraum für das Gemeinsame? Wenn wir Geschichten erzählen, die nicht nur skandalisieren, sondern verbinden?

Mit Sicherheit keine leichte Aufgabe. Und doch lohnt es sich, dafür zu kämpfen. Nicht mit Lautstärke, sondern mit Haltung. Nicht mit Clickbait, sondern mit Klarheit. Nicht gegen „die Anderen“, sondern für das, was uns verbindet.

Wer schreibt denn da?

Wir sind der **Unabhängige Medienrat Augsburg**.

Wir leben in einer sehr vielfältigen Stadt. Hier leben Menschen mit unterschiedlichsten Perspektiven, Biografien und Lebensrealitäten zusammen. Nicht alle haben dabei die gleichen Chancen, um an der Gesellschaft teilhaben zu können. Häufig kommen in der Öffentlichkeit aber gerade Perspektiven, Meinungen, Themen, etc. von Menschen zu kurz, die ohnehin keine „laute“ Stimme haben.

Welche Probleme als relevant erachtet werden und welche nicht, hängt aber stark von der Wahrnehmung ab:

- Über welche Themen wird in der Stadt beispielsweise gesprochen?
- Wer kann sich öffentlichkeitswirksam dazu äußern? – Und wer nicht?

Auf diese Fragen können Medien einen großen Einfluss nehmen. Deswegen spielen Medien aus unserer Sicht eine wichtige Rolle, wenn es darum

geht, die Gesellschaft gerecht zu gestalten.

Um die Bedürfnisse, Interessen und Perspektiven der Teile der Stadtgesellschaft lautstärker zu vertreten, die normalerweise eher keine laute Stimme haben, hat sich mit Unterstützung des Projekts „DIWA 4.0 – Vielfalt! Gerech! Abbilden!“ der **Unabhängige Medienrat Augsburg** gegründet. Wir vertreten unterschiedlichste Perspektiven und Organisationen, haben aber auch Fachleute zu Themen wie Diversity und (anti-)Diskriminierung dabei. Wer mehr über uns erfahren will, kann uns gerne unter medienrat@tuerantuer.de kontaktieren!

Die Texte hier in dieser Veröffentlichung stammen von Mitgliedern des Medienrats und von Personen, die uns oder einzelnen von uns nahe stehen.

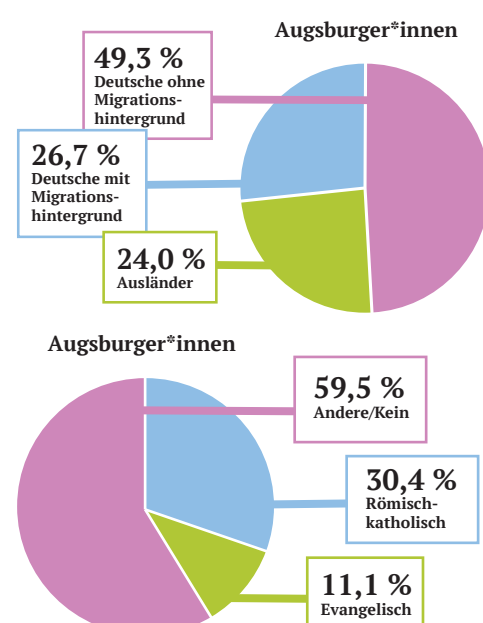
Wir wünschen gute Gedanken beim Lesen!

Euer / Ihr
Unabhängiger Medienrat Augsburg

Fakten

Augsburg ist unweigerlich vielfältig!

Mehr dazu gibt es auf >> Seite 2

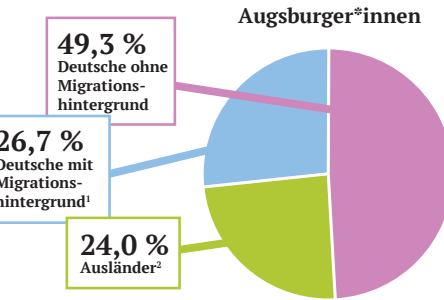


Augsburg ist unweigerlich

Und damit sei an dieser Stelle eben nicht die vielfältige Stadtgeschichte, die abwechslungsreiche Architektur oder die Fülle an Freizeitbeschäftigungsmöglichkeiten gemeint.

Augsburgs Bevölkerung ist immens vielfältig!

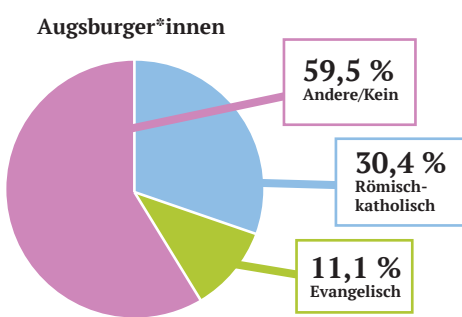
Um diese Diversität aufzuzeigen, kann zumindest im Bereich (Post-)Migration auf aussagekräftige Daten zurück ge-griffen werden. So leben laut städtischer Statistiken spätestens seit dem Jahr 2024 mehr Menschen mit einem sogenannten Migrationshintergrund in Augsburg als ohne. Selbst im Vergleich mit anderen Großstädten ist das eine eindruckliche Nummer. Und auch das ist natürlich keine homogene Personengruppe: So leben Menschen mit persönlichen oder familiären Bezug zu 162 verschiedenen Ländern in der Stadt. Und das ist nicht erst seit gestern so: Augsburg wurde bereits spätestens zu Zeiten der sogenannten Gastarbeiter*innen-Verträge ab den 1950er Jahren zur Einwanderungsstadt. Viele Augsburger*innen sind deshalb bereits Nachfahren in dritter oder gar vierter Generation der damaligen Einwanderer*innen. (Und tauchen deshalb übrigens häufig auch nicht mehr in den Statistiken auf!)



¹ Deutsche mit Migrationshintergrund: Nach Stadt Augsburg*innen mit Deutscher Staatsbürgerschaft und persönlicher Migrationserfahrung oder familiärer Migrationserfahrung im eigenen Haushalt.

vielfältig

Was die Vielfalt der Religionen angeht, gibt es weniger genaue Zahlen. Feststellen lässt sich aber anhand amtlicher Statistiken, dass die Zahl jener Menschen die weder als Römisch-katholisch, noch als Evangelisch verzeichnet sind, bereits ebenfalls deutlich mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmacht. Dass Augsburg durchaus eine breite religiöse Landschaft beheimatet, lässt sich immerhin daran sehen, dass es in der Stadt mehr als 15 unterschiedliche Moscheen, verschiedene Alewitische und Ezidische Zentren, drei Bhudistische- und einen Tempel der Sikhs gibt. Auch verfügen wir über eine der größten und besterhaltensten historischen Synagogen Deutschlands, deren über 1500 Gemeinde-Mitglieder das Gotteshaus auch heute wieder mit Leben füllen. Und selbst „das Christentum“ in der Stadt

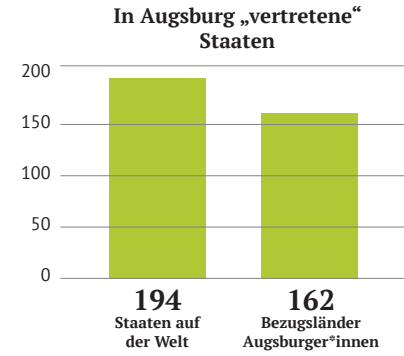


ist freilich ebenfalls vielfältig. So gibt es hier beispielsweise jeweils Ukrainisch-, Russisch-, Rumänisch-, Serbisch- und Syrisch-Orthodoxe Kirchen.

Auch die Vereinslandschaft spiegelt dies Augsburger Vielfältigkeit wieder:

Allein im „Zusammenschluss Augsburger Migranten(selbst)organisationen“ sind mehr als 20 unterschiedliche Organisationen vertreten.

² Ausländer: Augsburger*innen ohne Deutsche Staatsbürgerschaft

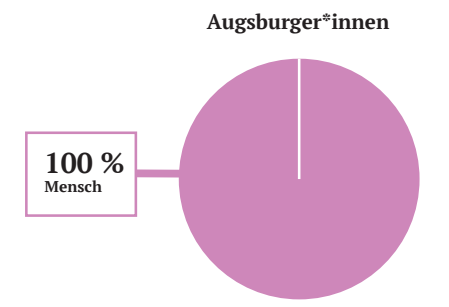


Doch (Post-)Migration und Religion sind natürlich nur zwei Aspekte einer vielfältigen Stadt. In anderen Bereichen lassen sich jedoch deutlich schwieriger verlässliche Zahlen recherchieren. So können aber immerhin ca. 300 gleichgeschlechtliche Eheschließungen (seit Einführung 2018) oder Tausende Teilnehmer*innen bei den jährlichen CSD-Paraden als Zeichen Sichtbaren Queeren Lebens in der Stadt wahrgenommen werden.

Aus dem Vielfaltsbereich „Körperliche und Gesundheitliche Verfassung“ lässt sich immerhin aufzeigen das mit Stand 2025 über 13 Prozent einen Grad der Behinderung attestiert haben.

Setzen wir diese Zahlen zusammen und ergänzen wir sie durch die vielen weiteren Vielfältigkeitsdimensionen (welche viel schwieriger messbar sind) erhalten wir eine komplexe und überaus vielfältige Stadtgesellschaft, die eigentlich nur in zwei Punkten komplett homogen ist:

Wir sind alle Menschen.
Wir sind alle Augsburger*innen!



Suche EXIL-ORT!

Nur für den Fall, dass die Rechtsextremist*innen in den nächsten Jahren die Macht ergreifen und mit ihren menschenverachtenden Plänen ernst machen, suche ich einen Ort an dem ich weiter einigermaßen frei und in Sicherheit leben kann.

Er sollte bieten:

- Ich würde gerne meinen tollen Freund*innenkreis und alle meine geliebten Menschen behalten
- Ich hätte gerne weiterhin die Möglichkeit, ab und an meine Eltern zu besuchen
- Den Verein, den ich mit aufgebaut habe, würde ich dort weiterführen wollen
- Ich würde gerne auch meinen Beruf weiter ausüben, den ich sehr gerne mache
- Dabei würde ich sehr gerne auch weiter mit meinen lieb gewonnenen Kolleg*innen zusammenarbeiten
- Ich bräuchte meinen Facharzt den ich nach langer Suche endlich gefunden habe
- Ich würde gerne weiter durch die Straßen wandeln können, die ich seit meiner Kindheit kenne
- Ich würde gerne die heimische Natur, die Berge, die westlichen Wälder, den Lech und unsere Kanäle mitnehmen. Ich hätte gerne zumindest eine dauerhafte Bleibeperspektive, wenn ich mir schon alles neu aufbauen muss

Mir ist klar, dass dieses Gesuch so kaum erfolgreich sein wird...

Alternativ würde ich mich auch über Menschen freuen, die mit mir zusammen aktiv verhindern, dass hier viele Menschen ihre Heimat verlassen werden müssen!

BIETE! ANDERE PERSPEKTIVEN!

Wer sich die Stadtgesellschaft und dann aber das Bild in den Medien über die Stadtgesellschaft ansieht, darf verwundert sein:

- Irgendwie stimmt das doch nicht mit der täglichen Realität überein? Irgendwie fehlt da doch was?
- Irgendwie sind die Medien gar nicht bei unseren Veranstaltungen, in unserem Viertel nur wenn es „Probleme“ gibt und gefragt werden wir nur per Zufall oder eben, wenn es „Probleme“ gibt.
- Vielleicht ist das ganze aber ja gar kein böser Wille?
- Vielleicht fehlt da eben einfach was?
- Deswegen bieten wir andere Perspektiven!
- Wo sie zu finden sind?

Ganz einfach vor der Tür, auf unseren Veranstaltungen, in unseren Vierteln oder in den unzähligen Vereinen und Organisationen die sich beschäftigen:

Mit (Post-)Migration, mit LGBTIQ* Themen, mit Flucht, mit sozialer Ausgrenzung.

Da gibt es einige „Betroffene“ und sogar auch eine Menge Expert*innen.

Guckt mal vorbei!

Und vielleicht holt ihr sogar noch mehr Menschen mit anderen Perspektiven in eure Redaktionen? Die haben dann nämlich ihrerseits tolle und einfachere Zugänge zu noch mehr Perspektiven!



Warum sind hier denn bitte überall Katzenbilder??

Total unseriös, oder nicht?
Aber es ist ins Auge gesprungen und hat Ihre Aufmerksamkeit erregt, richtig?

Medien stehen in einem ständigen Konkurrenzkampf um potentieller Leser*innen. Um diesen für sich zu gewinnen, versuchen sie häufig mit einer markanten Aufmachung Aufmerksamkeit zu erzeugen. Das wirkt sich dann gerne auf Cover, Artikel-Titel und eben auch deren Bebilderung aus. Leider ist die Bildsprache dann nicht selten verallgemeinernd, einseitig, skandalisierend und immer wieder auch schlicht und einfach diskriminierend. Dabei würde es vielleicht doch auch ganz anders gehen?

Mit Katzenbildern zum Beispiel...
MiAu(x)

Vom Sprachrohr zur Ware?

Straßenzeitungen im Wandel

von Samuel Rottländer

Straßenzeitungsverkäufer*innen sind in vielen Großstädten Teil des Stadtbilds. Sie präsentieren sich dort der Öffentlichkeit, oft bei Wind und Wetter. Die Motive für den Verkauf und das Engagement in einem Straßenzeitungsprojekt sind ebenso divers wie die Lebensrealitäten der Verkäufer*innen, die häufig mit Armut, Wohnungslosigkeit oder anderen herausfordernden Lebenslagen konfrontiert sind. Lebensrealitäten, die in traditionellen Medienformaten selten vorkommen. Soziale Themen sind oftmals nur ein einseitig beleuchtetes Nischen-thema. Aufklärungsorientierte Straßenzeitungen, die sich als ein Sprachrohr für Menschen in besonderen Lebenslagen verstehen, versuchen dem etwas entgegenzusetzen. Zudem werden die Verkäufer*innen in der Regel am Verkaufserlös der entsprechenden Zeitung beteiligt. Die Straßenzeitungen müssen sich also auch gut verkaufen. Aber werden sie dann nicht zu einer bloßen Ware?

Die erste moderne Straßenzeitung wurde 1989 in New York unter dem Namen „Street News“ gegründet.

Der Grundgedanke war, ein Selbsthilfenetzwerk für Betroffene von Wohnungslosigkeit zu etablieren und soziale Notlagen sichtbar zu machen.

Straßenzeitungen stellten vor allem eine Reaktion auf unzureichende staatliche Hilfsangebote dar. Mithilfe eines partizipativen Ansatzes sollte armutsbetroffenen Menschen die Teilnahme am Leben in der Gemeinschaft ermöglicht werden. Um die Jahrtausendwende hat die Gründung von Straßenzeitungen einen regelrechten „Boom“ erlebt. So wurden in nahezu allen größeren Städten des globalen Nordens Straßenzeitungen ins Leben gerufen. Da dieser „Boom“ auf die hohe Verbreitung von Wohnungslosigkeit und Armutsbetroffenheit zurückzuführen ist, kann man jedoch nicht gerade von einer „Erfolgsgeschichte“ sprechen.

In den letzten Jahren wurden „sichtbare“ soziale Probleme zunehmend aus den Stadtzentren in die Randbezirke gedrängt, da die Zentren tendenziell auf den Tourismus- und Konsumsektor ausgelegt sind. Straßenzeitungen und ihre Verkäufer*innen sind somit, durch ihre öffentliche Präsenz, Ausdruck einer zunehmend verborgenen Realität. Mit Straßenzeitungen können sie eine Gegenöffentlichkeit schaffen, die im Gegensatz zu traditionellen Medien inhaltlich kritischer und nicht kommerziell ausgerichtet sind.

Doch die Straßenzeitung ist auch in Widersprüche verstrickt. Straßenzeitungen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie armutsbetroffene Menschen in der redaktionellen Tätigkeit beteiligen, über soziale Themen aufklären und so politische Denkanstöße geben wollen, haben oft kleinere Auflagen und Finanzprobleme. Die außenzeitungen, die auflagenorientiert sind, gelingt es dem gegenüber besser, die Verkäufer*innen finanziell zu unterstützen.

Der Verkauf von Straßenzeitungen soll eine Alternative zum Betteln darstellen, Selbstwirksamkeit erzeugen und eine Integration in die Gesellschaft fördern.

Um eine stetig hohe Auflage zu erreichen, arbeiten diese Straßenzeitungen oftmals mit professionellen Artikeln, die eine breite Masse ansprechen sollen und in einem massentauglichen Design verpackt sind. Der partizipative Ansatz kann dabei verloren gehen. Durch eine Ausrichtung auf Verkaufs- bzw. Umsatzzahlen besteht zudem die Gefahr, dass der Gründungsgedanke von Straßenzeitungen pervertiert wird. Straßenzeitungen werden dann zu einer Ware, die nach üblichen Marktlogiken gehandelt wird. Das führt etwa dazu, dass sich manche Verkäufer*innen potenziellen Kund*innen regelrecht anbiedern. Manche versuchen einer vermeintlichen Norm zu entsprechen, sich in der Verkaufsinteraktion „würdig“ zu erweisen, damit sie möglichst viele Exemplare verkaufen können. Zudem entstehen Konkurrenzverhältnisse unter Verkäufer*innen und sogar zwischen Straßenzeitungsprojekten. Dadurch laufen solche Projekte Gefahr, armutsbetroffene Menschen auf eine Verkäufer*innenrolle zu reduzieren, die sie schlussendlich zu einer Art „Solo-Selbstständige“ macht. Dann aber haben sich Straßenzeitungen den neoliberalen Regeln ergeben, die sie ursprünglich einmal als „underground press“ kritisieren wollten.

Beide Ausrichtungen sind für die einzelnen Straßenzeitungen grundsätzlich nachvollziehbar, stellen jedoch ein Spannungsfeld zwischen partizipativem Sprachrohr und Absatzsteigerung dar. Dadurch, dass Themen wie Obdachlosigkeit oder Armut keine große mediale Bedeutung zugeschrieben werden, entscheiden sich viele Straßenzeitungsprojekte für eine Mischform aus sozialem Projekt und Verkaufs- bzw. Auflagenorientierung. Dabei scheint es sinnvoll, sich immer wieder aufs Neue die kritische und emanzipatorische Absicht der ursprünglichen Straßenzeitung zu vergegenwärtigen.

Riss

Mach mit!

Die Riss sucht **Unterstützung** und freut sich über alle, die **Augsburgs Straßenzeitung mitgestalten** möchten.

Egal ob Du gerne **schreibst, fotografierst, illustrierst** oder einfach deine **Erfahrungen teilen** möchtest - das Team der Riss freut sich von dir zu **hören!**

Infos und Kontakt:
riss@tuerantuer.de

Die Riss ist Augsburgs (Straßen-)Zeitung für soziale Themen und wird in Kooperation von „Tür an Tür“ und „SKM“ seit 1995 von einem ehrenamtlichen Redaktionsteam erstellt.

Alltag von OBDACHLOSIGKEIT?

Ich war eigentlich auf dem Weg Richtung Oberhauser Bahnhof, um eine obdachlose Person zu finden und sie über ihren Alltag zu interviewen. Warum? Weil ich diese Idee in einem Meeting vorgeschlagen hatte und niemand etwas dagegen gesagt hat. Aber erst kurz bevor ich diesen Mann getroffen habe, ist mir aufgefallen: Was frage ich ihn eigentlich? Wie habe ich mir das vorgestellt? Habe ich überhaupt einen Zwanzig-Euro-Schein dabei, um ihn zu überzeugen, falls er keinen Bock darauf hat?

Und ist das dann nicht irgendwie Ausbeutung? Entwürdigung? Oder Erpressung? Hätte ich ihm die zwanzig Euro nicht einfach sowieso geben müssen? Sollte ich ein Nein nicht einfach akzeptieren? Erwartet die Person überhaupt irgendeine Gegenleistung? Ich hatte ehrlich gesagt nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, weil ich plötzlich vor ihm stand und länger zu warten hätte nur komisch gewirkt.

Ich habe kurz überlegt, was mich unsympathischer macht. Ein Akademikerstudent, der ihn für irgendein Projekt interviewen will? Oder jemand, der ihm Geld für Content gibt? Beides ist irgendwie gelogen. Die Frage war nur, welche Lüge besser klingt.

„Wie geht’s dir?“ kam dann einfach raus.

Er hat mich angeschaut. Ich habe den blauen Fleck an seinem Auge gesehen und innerlich gehofft, dass er sich seit diesem Streit wenigstens ein bisschen beruhigt hat.

„Scheiße“, hat er gesagt. Danach hat er gelacht.

Und dann hat er einfach angefangen zu erzählen.

Vor Kurzem sei seine Frau gestorben. Und erst danach habe er erfahren, dass seine Tochter wohl gar nicht seine Tochter war. Er meinte, er habe jahrelang versucht, Zeit mit ihr zu verbringen, Geld bezahlt und trotzdem nie wirklich die Chance bekommen.

Warum er obdachlos ist, habe ich mich nicht getraut zu fragen. Irgendwann war das auch kein Interview mehr. Es war einfach ein Gespräch.

An einer Stelle habe ich gefragt: „Hat sie dir das gesagt?“

Und er meinte: „Nein, sie ist doch tot.“

Dann habe ich gesagt: „Nein, ich meine die Tochter.“

Er meinte nur: „Nein, die Tante.“

Die Details sind eigentlich nicht wichtig. Was wichtig ist: Während dieses Gesprächs hat sich für mich etwas richtig herauskristallisiert. Zwischen mir und Obdachlosigkeit ist echt nicht viel.

Ich habe keine Frau, die mich mit einer Fake-Tochter verarscht hat. Aber ich habe auch nichts gespart. Ich bin von meinem Job abhängig. Meine Familie ist von mir abhängig. Von meinem Job. Von meiner Wohnung. Und es kann komplett reichen, wenn irgendein Ding falsch läuft.

Mein erster Impuls: Ich werde doch niemals in die gleiche Situation kommen wie er. Ich würde sicher auch nicht suchtkrank werden.

Hintergrund:

Der Autor des folgenden Textes hatte die Idee etwas über den Alltag von wohnungslosen Personen zu schreiben und dafür mit Betroffenen ins Gespräch zu kommen. Doch während seiner Recherche und dem Gespräch mit einer betroffenen Person lief alles etwas anders: Entstanden ist weniger ein Interview, sondern mehr eine Selbstreflexion zum Thema an der Sie der Autor gerne teilhaben lassen will:

Bei mir würde es sicher irgendwie anders laufen.

Aber würde es das wirklich?

Sogar jetzt, mit Job, Studium und einem gesunden Freundeskreis, merke ich an schwierigen Tagen, wie schnell Zuversicht und Kraft schwinden können. Wie Belastungen sich aufstauen. Wie meine Stabilität langsam schmilzt. Und was dann übrigbleibt, ist eigentlich jemand, der kaputt ist, aber noch eine Wohnung hat.

Wir sind beide irgendwie kaputt. Anders kaputt. Aber ein großer Unterschied zwischen uns ist gerade diese Wohnung.

Ich will und kann eigentlich gar nicht erklären, wie der Alltag von obdachlosen Menschen aussieht. Viele von uns glauben, ihn bereits zu kennen. Vielleicht stellen wir uns vor, dass jemand am Bahnhof um Geld bittet oder nach einem Schlafplatz sucht. Solche Bilder haben viele von uns im Kopf. Die Wirklichkeit ist jedoch so unterschiedlich wie die Menschen selbst.

Aber wie soll jemand überhaupt wieder aus solchen Situationen rauskommen?

Wenn sogar Jugendliche bei mir auf der Arbeit, mit deutschen Eltern und Bürgerschaft, Probleme haben, eine Wohnung zu finden, wie soll das dann ein Mensch schaffen, der vielleicht nicht mal regelmäßig duschen kann? Der keinen Job bekommt, sobald jemand seine Lebenslage kennt? Was passiert dann mit jemandem, bei dem schon alles auseinandergefallen ist?

Von Kimo

Info

Wohnungslosigkeit

Laut neuester Hochrechnung der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. wird die Zahl an wohnungslosen Personen in Deutschland für 2024 mit 1.029.000 Menschen angegeben.

Die Schicksale und Umstände dabei sind so unterschiedlich, wie die betroffenen Menschen selbst. Übrigens macht der Anteil der Gruppe, an die häufig klischeehaft gedacht wird, jener der Menschen, die “ohne Unterkunft auf der Straße leben”, dabei “nur” circa 56.000 Personen aus.

Wenn ihr mehr über das Thema und die verschiedenen Formen von Wohnungslosigkeit lesen wollt, könnt ihr dies z.B. unter:

www.bagw.de/de/themen/zahl-der-wohnungslosen/uebersicht



Ein Aushandlungsrat fürs Viertel

Im Viertel Rechts der Wertach wurde durch das Tür an Tür Projekt „Ideenschmiede diversitätssensible Demokratisierung“ ein Aushandlungsrat ins Leben gerufen. Dieser soll Bewohner*innen die Möglichkeit geben, gemeinsam an der Gestaltung des Viertels und seiner Gemeinschaft zu arbeiten. Die beiden folgenden Texte stammen von Mitgliedern dieses Rates.

Gemeinsam unser Viertel gestalten

Rechts der Wertach ist ein vielfältiger Stadtteil, in dem viele Kulturen zusammenleben. Auf den Straßen hört man verschiedene Sprachen, gleichzeitig gibt es ein starkes Gefühl von Nachbarschaft und gegenseitiger Unterstützung.

Der Aushandlungsrat Rechts der Wertach bringt Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, Altersgruppen und Lebensbereichen zusammen. Ziel ist es, Themen im Stadtteil gemeinsam zu besprechen und Lösungen für ein besseres und lebenswertes Miteinander zu entwickeln.

Ich bin im Aushandlungsrat aktiv, weil mir wichtig ist, dass die Stimmen der Menschen im Viertel gehört und ernst genommen werden. Besonders der Austausch und das gegenseitige Kennenlernen sind mir sehr wichtig.

Ich habe mich auf der rechten Seite der Wertach an vielen verschiedenen Projekten beteiligt: ein Elterncafé organisiert, an einer interkulturellen Kochgruppe teilgenommen und eine deutsche Lesegruppe besucht, um meine Sprachkenntnisse zu verbessern. Außerdem führen wir als Familie weiterhin eine aktive Gartengruppe.

Besonders wichtig sind die gemeinsamen Iftar-Treffen im Ramadan, die wir seit Jahren regelmäßig mit unseren Nachbarn organisieren.

Durch die Arbeit im Aushandlungsrat und in der Ideenschmiede treffen wir engagierte Menschen aus dem Viertel, tauschen Ideen aus und entwickeln gemeinsam neue Projekte. Themen wie sichere Wege, Treffpunkte und soziale Räume stehen dabei im Mittelpunkt.

Diese Arbeit zeigt mir, wie wichtig Beteiligung und gemeinsames Handeln sind. Ich wünsche mir, dass unser Stadtteil offen, vielfältig und lebenswert bleibt.

Tuğba Doğan

MAHALLEMİZİ BİRLİKTE ŞEKİLLENDİRMEK

Rechts der Wertach Mahalle Konseyi, farklı kültürlerden, yaş gruplarından ve yaşam alanlarından insanları bir araya getirir. Amacımız, mahallemizi ilgilendiren konuları birlikte konuşmak ve daha iyi bir yaşam için ortak çözümler geliştirmektir.

Ben bu konseyde aktif olarak yer alıyorum çünkü mahallede yaşayan insanların sesinin duyulmasını ve ciddiye alınmasını önemsiyorum. Özellikle farklı kültürler arasında iletişim kurmak ve insanların birbirini tanıması benim için çok değerlidir.

Rechts der Wertach, çok kültürlü yapısıyla dikkat çeken bir mahalledir. Sokakta birçok farklı dil duyulur ve buna rağmen güçlü bir komşuluk ve dayanışma vardır.

Ben de Rechts der Wertach’ta birçok projeye katıldım: bir veli kahvesi düzenledim, kültürlerarası yemek grubuna katıldım ve Almanca pratiği için bir okuma grubunda yer aldım. Ayrıca ailece hâlâ aktif bir bahçe grubunu sürdürüyoruz.

Ramazan ayında komşularımızla birlikte düzenli olarak iftar buluşmaları yapıyoruz.

Ideenschmiede ve Aushandlungsrat çalışmaları sayesinde mahalledeki insanlarla bir araya geliyor, fikirler paylaşıyor ve yeni projeler geliştiriyoruz. Güvenli yollar, buluşma alanları ve sosyal yaşam alanları üzerinde çalışıyoruz.

Bu süreç bana birlikte karar vermenin ve katılımın ne kadar önemli olduğunu gösteriyor. Mahallemizin açık, çeşitli ve yaşanabilir bir yer olarak kalmasını istiyorum.

Tuğba Doğan

Nachbarschaftshilfe auf Augenhöhe

Das Engagement im Aushandlungsrat geht über einfaches Mitreden hinaus – es ist echte Nachbarschaftshilfe auf Augenhöhe. Die Menschen dort schauen genau hin: Wo fehlt eine Bank im Park? Wo brauchen Jugendliche einen Ort zum Treffen? Durch das Engagement wird sichergestellt, dass das Geld der Stadt sinnvoll im Viertel genutzt wird. Es geht darum, gemeinsam Lösungen zu finden, die den Alltag für alle einfacher und schöner machen.

Das Leben Rechts der Wertach ist besonders, weil es sehr menschlich zugeht. Man kennt den Kioskbesitzer an der Ecke, und auf der Straße hört man viele verschiedene Sprachen. Diese Mischung macht das Viertel lebendig. Die Nähe zum Wasser ist wie ein „Wohnzimmer im Freien“, wo man sich trifft und grillt. Es ist ein Stadtteil, der zusammenhält, auch wenn es mal Probleme gibt. Hier zählt nicht, woher man kommt, sondern dass man gemeinsam hier lebt.

Shereen Diko

تعاون حقيقي بين الجيران

العمل في مجلس المنطقة هو أكثر من مجرد كلام، إنه تعاون حقيقي بين الجيران. يبحث الأعضاء عن احتياجات الحي بدقة: أين نحتاج مقعداً في الحديقة؟ أين يحتاج الشباب مكاناً للتجمع؟ هذا النشاط يضمن استغلال أموال المدينة بشكل صحيح داخل الحي. الهدف هو إيجاد حلول تجعل الحياة اليومية أسهل وأجمل للجميع.

الحياة في منطقة يمين نهر فيرتاخ مميزة لأنها إنسانية للغاية. أنت تعرف صاحب المتجر في الزاوية، وتسمع لغات مختلفة في الشارع. هذا التنوع هو ما يجعل الحي حيواً. القرب من النهر يشبه «غرفة جلوس في الهواء الطلق»، حيث يلتقي الناس ويتنزهون. إنه حي متكاتف، حتى عند وجود مشاكل. هنا لا يهم من أين أتيت، بل المهم أننا نعيش معاً في هذا المكان.

Shereen Diko

QUEER

und

GEFLÜCHTET

Ich sitze zusammen mit Rauf Abdullah al-Sananiin (Name geändert) in meinem Wohnzimmer. Eigentlich kenne ich ihn schon ein bisschen, würde ihn auf jeden Fall als Freund bezeichnen. Trotzdem höre ich eine Stunde lang gespannt zu, während er vieles erzählt, was mir so noch nicht bewusst war, was mir neue Impulse und einiges zum Nachdenken mitgegeben hat.

Als erstes erzählt er von seiner Reise. Damit meinen wir all die vielen Stationen, die zwischen seiner Geburt und heute liegen. Viele fremdbestimmt, manche bewusst, einige auch einfach Zufall.

Er kommt aus dem Jemen, geboren ist er allerdings in einem Nachbarland. 2018 kommt er nach Deutschland. Seine Reise durch die Institutionen und Städte beginnt in Gießen, führt nach Sachsen, in die Niederlande, wieder nach Gießen („das war ein verrückter Zufall“), von da nach München, Fürstenfeldbruck, Starnberg. Dann erstmalig selbstbestimmt zum Arbeiten nach Karlsruhe, letztlich nach Augsburg: „Endlich angekommen!“ Nach einer langen Reise „mit schönen und schlechten Seiten“.

Soweit erstmal eine Geschichte die er so oder so ähnlich mit vielen Geflüchteten teilt. Aber da ist noch mehr: „Ich bin ein queerer geflüchteter Mensch.“

Rauf wollte sein Queer-Sein während der Flucht und des langwierigen Asyl-Prozesses eigentlich hinteranstellen. „Weil tatsächlich erstmal das Ziel war, dass alles bearbeitet wird von den Papieren und Unterlagen.“ Trotzdem wurde es für ihn zum Thema. Kommentare, Ausgrenzungen bis hin zum Mobbing in Unterkünften. Und er ist sich sicher: Viele Menschen waren in einer gleichen Situation. „Ich war da

niemals allein, was das angeht.“ Eigentlich gäbe es einfache Möglichkeiten, es queeren Geflüchteten von Anfang an leichter zu machen: „Wenn ich merke es gibt in einer Einrichtung drei oder vier Menschen, die sagen sie sind queer, dann kann man die ja einfach zusammen in ein Zimmer lassen.“

Er habe in den Einrichtungen bei Personal und Beratung darauf hingewiesen, wirklich ernst genommen hat er sich nicht gefühlt. „Ich wurde da auf jeden Fall allein gelassen.“

Stattdessen macht er sich selbst auf die Suche, nach Orten außerhalb der Einrichtung, die offen sind und wird fündig. Ein Schritt, den allerdings nicht viele gehen, auch „da es keine Flyer oder Informationen oder so für uns gab.“

Und auch als Rauf anfang sich aktiv, häufiger zu outen folgten weitere Verletzungen. Mehrfach wurde ihm unterstellt, er behaupte nur queer zu sein, um bessere Chancen in seinem Asyl-Verfahren zu haben. „Allerdings war das ja eh nach meiner Anerkennung.“

Eigentlich hätte er sich aber Support gewünscht. Als queerer Mensch der sich erstmals offen mit seiner Sexualität auseinander setzen kann. Der sich Aufklärung wünschte, wie Infos zu Krankheiten und Testungen. In seinem Herkunftsland war das Tabu. Genauso wie ein queeres Dating-Leben: Als er mit Online-Dating anfang, dachte er, er komme hier jetzt sicher leicht mit Menschen in Kontakt. Leider stimmte das nur teils. Seine ersten Kontakte in Deutschland waren auch über diese Plattformen fast immer ausschließlich Menschen die selbst (post-)migrantisch waren.

Und dann ist da noch ein schmerzhafter Widerspruch: Es kam mal zu einer Situation in der eine Frau ihm Homophobie unterstellte, schlicht seines arabischen Backgrounds wegen.

Und das zeigt vielleicht etwas ganz gut: Bei Rauf und anderen queeren Geflüchteten treffen häufig mindestens zwei Ebenen zusammen. Zwei „große Themen“, zwei Reisen ins Neue und Ungewisse. Was teilweise auch die doppelte Kraft benötigt, die sie meist selbst aufwenden müssen, denn Unterstützung von außen gibt es wenig.

Rauf würde das gerne ändern und sieht den Schlüssel in der Vernetzung: Zumindest gibt es mittlerweile in Augsburg ein monatliches Treffen für queere Geflüchtete. Der erste offizielle Treffpunkt zum Thema in der Stadt. Rauf dachte sich: „ich geh mal hin und schau was sie da anbieten.“ Und er machte eine schöne Erfahrung: Schon beim Ersten Treffen kamen an die 20 Menschen. Er dachte sich: „Krass es gibt so viele queere Menschen in Augsburg. Und auf einmal kommen sie raus.“ Es stärkt und es ist schön zu sehen, wie motiviert die anderen auf den Treffen sind und selbstbestimmt zeigen:

„Wir sind queer und wir sind geflüchtete Menschen!“

Sie tauschen sich dort aus und geben sich beispielsweise gegenseitig Tipps, wo queere Geflüchtete gut weggehen können. Neben dem jährlichen CSD empfiehlt Rauf selbst dafür Orte wie das Grandhotel Cosmopolis, den City Club, das Kulturcafé Neruda und das Hallo Werner. Das sind keine explizit queeren Orte, allerdings sind sie grundsätzlich offen und Rauf fühlt sich sehr wohl mit den Menschen dort.

Was das Thema Vernetzung angeht, sprechen wir aber auch über schon länger existierende queere Gruppen in Augsburg. Von diesen wünscht sich Rauf mehr Offen-

heit und Support. Die Gruppen seien in seiner Wahrnehmung auch vor allem weiß und nicht migrantisch geprägt. Dies könnte sich aber ja vielleicht ändern. Beispielsweise wenn sie ihre Sichtbarkeit auch bei post-migrantischen Menschen erhöhen, gezielt Werbung – und eventuell explizite Veranstaltungen machen. Er selbst hat nämlich erst sehr spät überhaupt mitbekommen, dass es schon queere Gruppen in Augsburg gibt, und das auch erst nach eigener Recherche oder über Zufälle.

Und: Auch für Rauf würde ein eigenes queeres Zentrum für Augsburg eine wichtige Lücke schließen und endlich einen dauerhaften Raum für diese Themen bieten. Es wäre dabei aber wichtig, wenn die Gruppe geflüchteter Queers hier mitgedacht wird.

Letztlich geht es für ihn aber nicht nur um Unterstützung „von außen“.

Wichtig wäre es vor allem auch, sich mit Menschen mit ähnlichen Geschichten und Perspektiven selbst zu organisieren. Rauf schwebt dafür ein eigener Verein von und für queere geflüchtete Menschen vor. Dieser könnte Räume schaffen, in denen sich Leute mit ähnlichen Backgrounds und Erfahrungen austauschen, empowern und connecten können.

Beim Aufbau solcher Strukturen könnten bereits existierende queeren Gruppen ihr Wissen und ihre Ressourcen teilen. Ein wichtiger Start für eine künftige Zusammenarbeit. Denn:

„Ich bin schon lange in Deutschland, aber einen Verein zu gründen, das ist halt schon eine andere Geschichte, da weiß ich gar nicht wo ich da starten soll... Aber es wäre ganz toll, wenn es sowas demnächst geben würde, da wäre ich auf jeden Fall dabei!“

Von Ben

Redaktionssitzung -Katzenblatt-



Von Frau Löschberger

MOSH-PIT FÜR ALLE!

München. Zenith. Die Antilopen Gang auf der Bühne. Ich im Publikum dabei, aber nicht mittendrin. Natürlich nicht. Mein Platz ist nicht mittendrin. Ich bin eher klein, ich bin Ü50 und auf unbekanntem Terrain machen mir Menschenansammlungen, die sich scheinbar unkontrolliert bewegen, Angst. Deshalb bin ich auch immer mit einem Auge bei den wildesten Grüppchen, versuche zu antizipieren, ob sich da nicht etwas Riskantes zusammenbraut.

Umso mehr berührt mich das, was in den nächsten zwei Stunden hier passiert. Denn es wird wild, richtig wild. Aber mit Ansage, mit Moderation von der Bühne herab. Einer der Sänger ergreift das Wort und die Menge hört zu: Die Zuschauer, die Bock auf den Moshpit haben, sollen aufeinander aufpassen, achtsam gegenüber Schwächeren sein, unterstützen, wenn jemand Hilfe braucht und Personen bremsen, die diese Umgangsregeln missachten. Und dann geht es los, miteinander, gegeneinander, springend, hüpfend, drehend... Ich sehe alte Menschen, junge Menschen, große, schwere Menschen, kleine, leichte Menschen. Sehe Menschen, die sich gegenseitig helfen, die mehr Rücksicht einfordern oder um mehr Platz

bitten – und diesen auch bekommen. Zwei junge Frauen geben ihre Brillen einer älteren Person und stürzen sich lachend in die wogende Masse. Und kommen genauso lachend wieder heraus.

Wow!! Vor mir eröffnet sich im Wortsinn ein Raum, von dem ich bisher nicht wusste, dass darin Platz für mich sein könnte. Eine Art von Barrierefreiheit, die nichts mit Treppen, Rampen oder breiten Türen zu tun hat. Sondern die sagt: „Du darfst dabei sein. Du kannst, wenn du möchtest. Denn hier passiert dir nichts.“ Achtsamkeit, Empathie, aufeinander Aufpassen, die Grenzen des anderen respektieren. Ich bin zwischen Lachen und Weinen und sehr berührt.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: Dass ich mit 54 Jahren Teil eines Moshpits sein könnte, ist nice to have und hat mich auf überraschende Weise glücklich gemacht. Aber ich kann auch ohne diese Einladung einen wunderschönen Abend haben, ein wunderbares Konzert erleben. Das ist ein Privileg und dessen bin ich mir bewusst. Aber die Worte der Sänger, die Stimmung der Menge, die strahlenden Gesichter der Menschen – das bedeutet etwas.

Nicht nur für mich. Auch für meine Kinder, für die nächste Generation. Es zeigt nämlich, in was für einer Gesellschaft wir leben könnten – und damit, für was es sich zu kämpfen lohnt. Denn die positive Energie strahlt aus und ist überall spürbar. Auf dem Weg zur Toilette, beim Anstehen an der Bar, nach dem Konzert an der Garderobe.

Teilhabe muss unbedingt durch bauliche Barrierefreiheit möglich gemacht werden, durch Awareness-Regeln oder safe spaces für bestimmte Gruppe. Aber auch Worte können Teilhabe schaffen, so wie die Ansagen auf einem Konzert.

Ich habe das noch einmal erlebt, auf andere Art, bei der Band Kafvka. Wir sollen tanzen, hüpfen, schreien, pogen, fordert uns der Sänger auf. Und natürlich wird uns allen in dem Kellerclub richtig heiß werden. Aber: Er will keine nackten Oberkörper sehen. Denn solange bestimmte Personen mit dem Risiko leben müssen, „oben ohne“ sexualisiert zu werden, behalten einfach alle ihr Shirt an.

Mit wenigen Worten wird eine Atmosphäre geschaffen, in der sich alle (!) freier entfalten, sich freier begegnen können. Um das zu genießen, weswegen sie gekommen sind: Musik, Freude, Lebendigkeit.

Von Martina Dankof

TEILHABE AN VERANSTALTUNGEN

Ein paar weitere Möglichkeiten zum Abbau von Barrieren bei Veranstaltungen:

FLINTA *-Pit
als Moshpit nur für FLINTA*, aber auch bestimmte Bereiche, die dauerhaft nur für FLINTA* zugänglich sind

Egal, ob Raum, Party oder Pit:
Wer „FLINTA*-only“ ausruft, meint alle Menschen, die Diskriminierung im Patriarchat erfahren. Und das sind vor allem auch trans Personen und Menschen, die sich nicht in die Schubladen des binären Geschlechterdenkens einordnen lassen

Awareness-Teams
geschultes Bar- und Sicherheitspersonal, Bsp. „Ist Luisa hier?“

Infos zu Awareness-Regeln
klare Positionierung der Location gegen Diskriminierung

Gebärdendolmetscher:innen
Bsp. Brechfestival 2026

Infos/Triggerwarnungen
zu Inhalten oder technischen Extras wie Stroposkoplicht

„Mama geht tanzen“ u. ä.
früher Beginn, frühes Ende, kein Dresscode, keine Männergruppen

Die eigenen Bedürfnisse kennen
und vor Ort Menschen ansprechen

Hast du noch weitere Vorschläge?
Dann setze die Liste gerne fort!

Ein Beifall für die Sexarbeiter*in

Das hier ist ein Text über Sexarbeit – ‚Prostitution‘ – die Arbeit mit Sex. Er geht aber nicht um ein Sexkaufverbot („Nordisches Modell“) und findet die Idee auch nicht gut. Erst recht geht er nicht um Menschenhandel und nicht darum, dass man uns alle retten muss. Vor der großen bösen Welt retten muss, vor uns selbst retten muss. Eigentlich echt unerhört, so ein Text in einer Zeitung...

Habt ihr schon mal über das chaotische Verhältnis unserer Gesellschaft zu Sex nachgedacht? Sie ist gleichzeitig davon besessen, aber auch zu tiefst verstört. Wir werden überschwemmt mit Sexualität und ihren unzähligen Bedeutungen, ihrer Allgegenwart und Wichtigkeit. Gleichzeitig können wir ihr scheinbar nicht in die Augen schauen. Müssen aber ständig Meinungen dazu haben. Unsere Gesellschaft hat ein neurotisches Verhältnis zu Sex.

Und wer bekommt das stärker zu spüren, als die Sexarbeiter*in? Die Hure – die entweder verdammt und verteufelt wird, oder gerettet und beschützt werden muss. Dazu gäbe es jetzt so viel zu sagen. Etwa darüber, dass die Hure ja nicht nur die Sexarbeiter*in ist, sondern ganz allgemein die verweiblichte Person, die eine ‚Grenze der Moral‘ überschreitet. Aber dafür habe ich hier keinen Platz. Außerdem die Frage, vor wem sie* denn gerettet werden muss? Der Gesellschaft, den ganzen gewaltvollen, machthungrigen Männern, die sich darin tummeln und die ihr nur Böses wollen? Sie unterwerfen möchten? Oder muss sie vor sich selbst gerettet werden? Diese armen Frauen...

Auch hierüber lässt sich so vieles sagen. Etwa, dass es sobald es um Sexarbeit geht, nur noch wehrlose, zum Opfer gemachte Frauen gibt und jeder Freier ein Täter ist. Oder ich könnte darüber schreiben, wie bekannt mir dieses ‚vor sich selbst beschützt werden müssen‘ als trans Frau vorkommt und wie fadenscheinig das schon immer war. Es ließe sich auch darüber sprechen, inwiefern diese Fixierung auf Frauen problematisch ist. Es gibt schließlich auch Männer, die dieser Arbeit nachgehen. Und vor allem queere, trans und nicht-binäre Menschen sind prozentual überrepräsentiert in diesem Feld, was sich vor allem durch Diskriminierung in anderen Arbeitsbereichen erklären lässt. Ich könnte auch darüber reden, wie viele problematische, gezielt falsche Zahlen in diesem Thema ständig zirkulieren, in denen es um Menschenhandel geht und dass das

ja 80 Prozent gar nicht freiwillig machen und wer genau eigentlich diese Zahlen verbreitet...

Aber dafür habe ich hier ja gar keinen Platz! Und ehrlich gesagt auch keine Lust.

Ach ja, alle haben immer eine Meinung zu Sexarbeit. Alle müssen eine Meinung dazu haben. Und leider hat unsere Gesellschaft ein wirklich psychotisches Verhältnis zu Sex. Was aber so gut wie immer fehlt, ist ein nuancierter Blick auf das, worüber gesprochen wird. Und was noch vielmehr fehlt, ist ein Raum für die Stimmen derjenigen, die tatsächlich in dieser Arbeit aktiv sind. Die wollen interessanterweise oft gar nicht gerettet werden. Auch wollen sie meist nicht bemitleidet werden. In den meisten Fällen wollen sie das scheinbar Unmögliche: mit den eigenen Stimmen gehört werden, in ihren Bedürfnissen. Und die sind meistens komplex. Nuanciert eben. Das ist natürlich schwierig in einer Welt, die so sehr auf Schwarz-Weiß abfährt wie die unsere.

Es gäbe hierzu so viel zu sagen und es bräuchte so viele Stimmen gleichzeitig, um dem gerecht zu werden. Dabei hat man in so einem Artikel ja so wenig Platz und ich möchte meine eigene Stimme an dieser Stelle in Wirklichkeit für etwas nutzen, was sonst fast nirgendwo Platz findet: Einen Beifall für die Sexarbeiter*in. Warum? Weil sie* nirgendwo sonst ihre Rosen bekommt. Weil er* einen Beifall verdient. Weil they* unserer Gesellschaft so viel beibringen könnte. Hier nur ein kurzer Abriss an Fähigkeiten, über die die durchschnittliche Sexarbeiter*in verfügt:

De-Eskalation – Digitale Sicherheit – Selbstverteidigung – Sorgearbeit – Kritisches Urteilsvermögen – Entschiedenheit – Verhandlungssicherheit – Raum halten für Intimität – Die Arbeit mit Scham – Make-Up Kunst – Tanz – Massage – Eine Muse sein – Verstecken – Heilung und Therapie – Marketing – Sexuelle Gesundheit – Dissoziation – Geschichten erzählen – Ausdauer – Red Flags erkennen...^[1]

Wie unbeholfen ist unsere Gesellschaft auf dem Feld der Sexualität – und das, obwohl sie so besessen davon ist. Wo lernen wir die sichere Benennung unserer Grenzen? Wer bringt uns bei, unserer eigenen Scham zu begegnen? Wer klärt uns auf über sexuelle Gesundheit? Wer muss lernen, für wessen Emotionen wie viel Raum zu halten und sich um wessen Gefühle wie zu kümmern? Wir leben in einer durch und durch

sex-negativen Gesellschaft, ohne dass sie es sich selbst eingestehen könnte. Und diese Gesellschaft bestraft ihre Sex-Expert*innen mit Hurenstigma, Kriminalisierung, Ausbeutung und Gewalt.

Ja, die Sex-Industrie ist problematisch. Ja, es gibt Zwang und Ausbeutung. Das weiß ich – und das verschweige ich nicht. Aber diese Argumente haben zusammen mit willkürlichen Zahlen die Debatte so vollständig vergiftet, dass kaum noch Platz ist für eine andere Frage: Was sagt es über uns, dass wir ausgerechnet hier – in diesem Bereich – so besessen sind mit Kontrolle, Bestrafung, Verbot und Rettung? Dabei ist Ausbeutung kein Alleinstellungsmerkmal der Sexarbeit, sie ist in jedem Bereich unserer Gesellschaft präsent. Sexarbeit ist vor allem eines: Spiegel und Vergrößerungsglas für die ausbeuterischen, kapitalistischen, patriarchalen Strukturen, die unsere Gesellschaft als Ganzes durchziehen. Wer den Spiegel zerschlägt, löst das Problem nicht. Und wer nur auf den Spiegel starrt, blickt nie dahinter. Und verdienen die Arbeiter*innen darin nicht Beifall für die Kraft, die es erfordert, diese Zustände zu navigieren? Die Sexarbeiter*in, die so oft in revolutionären Bewegungen ihre Finger im Spiel hat und doch immer wieder im Nachhinein unsichtbar gemacht wird? Die queere, trans-, migrantische Sexarbeiter*in of color, deren Wissen und Können ausgebeutet und in Kultur verwandelt wird, ohne dass sie jemals als Quelle so vieler Modestile, Slangs, künstlerischen Inspirationen usw. genannt wird?

Wer dies alles verbessern möchte, der sollte nicht die Abschaffung der Sexarbeit fordern, sondern ihre Ent-Stigmatisierung. Nicht ein Verbot hilft den Arbeiter*innen in diesem Feld, sondern Ent-Kriminalisierung, Akzeptanz, aufmerksames Zuhören. Dasselbe gilt für die wirklichen Opfer von Ausbeutung und Zwangsarbeit – aber das könnt ihr selbst recherchieren. Denn all dass wurde bereits gesagt, nur wird es selten gehört.

Ich schreibe diesen Text nicht aus einer größtenteils machtlosen, ausgebeuteten Position einer Arbeiterin ohne Pass und Aufenthaltsrecht. Ich schreibe ihn auch nicht aus der Position einer durch und durch privilegierten, norm-schönen, weißen cis Frau im high end escort Bereich. Ich schreibe den Text aus der Position einer trans Frau mit akademischem Abschluss, deutschem Pass, Arbeiterklasse-Hintergrund, familiären Traumata und finanzieller Unsicherheit. Als trans Frau werde ich in der Sexarbeit oft schlechter behandelt als andere Frauen, be-

komme eine extra Prise Fetischisierung ab, wünsche mir oft eine andere Realität. Gleichzeitig war ich nie dazu gezwungen, einen Klienten anzunehmen, auf den ich keine Lust hatte, weil meine finanzielle Not nie so groß war. Ohne Sexarbeit kann ich mir aber auch kaum vorstellen, jemals genug Ressourcen zu haben, um die Dinge zu verwirklichen, die ich in meinem Leben gerne erreichen würde. Ziemlich nuanciert, oder? Ziemlich viele Grautöne in dieser Beschreibung. Ziemliches Wirrwarr aus Privileg und Marginalisierung. Damit bin ich wahrscheinlich näher an der Lebensrealität vieler anderer Sexarbeiter*innen, als die zuvor genannten Schwarz-Weiß Beispiele, die in der öffentlichen Debatte so oft bemüht werden, weil sie alles so schön einfach machen. Die Realität ist aber nicht einfach. Die Realität ist Komplex und verlangt von uns, Widersprüche auszuhalten: die Sex-Industrie zu kritisieren und sich zugleich dafür einzusetzen, dass Sexarbeiter*innen gehört, gesehen, geschützt und vor allem wertgeschätzt werden. Nicht bevormundet, nicht verboten, nicht übergangen. Dazu gehört auch, dass Sexarbeit für viele nicht die letzte Wahl ist, sondern auch die erste, vierte, oder vorletzte. Dass es auch ‚Freier‘ gibt, die Genossen sein können. Dass zum Klientel nicht nur Männer gehören müssen. Dass es schöne, bewusstseins-erweiternde und respektvolle Arten gibt, für Sex Geld auszugeben. Das Sexarbeit auch in den Bereich von Kunst und Sorgearbeit fällt.

Und von da an lassen sich die wirklich interessanten Fragen stellen, z.B. wie Sexarbeit in einer weniger ausbeuterischen Welt aussehen könnte. Was wir von Sexarbeiter*innen lernen könnten. Welche Geschichten sie zu erzählen haben. Welche Fähigkeiten sie vermitteln könnten. Wie eine Welt jenseits der sexuellen Scham, Gewalt, der Neurose-Pschose dieser Zeit aussehen könnte... Doch dafür bräuchte es einen anderen, längeren Text.

Von Claire



einfach auf fossile Brennstoffe. Für den Bau neuer Stromnetze und die Installation von Tausenden von Solarmodulen und Windrädern braucht man riesige Investitionen. Auch für neue Speichertechnologien wie Wasserstoff braucht es Fachkräfte. Das Bundesministerium für Wirtschaft in Deutschland nennt das eine Aufgabe für eine ganze Generation. Auch die Energieversorgung funktioniert heute nicht mehr rein national. Kein einziges Land kann sich ganz allein mit grüner Energie versorgen. Wir sind von weltweiten Lieferketten abhängig. Wir brauchen Lithium für Batterien, Silizium für Paneele und Kupfer für Kabel. Das macht uns zu einem Teil einer riesigen und eng verbundenen Welt.

In einer Zeit solcher Veränderungen macht Feindschaft im eigenen Land uns am Ende ärmer. Wenn wir in Augsburg unsere Kraft auf Spaltung und Ablehnung verschwenden, bleibt uns keine Energie mehr für den Aufbau der Zukunft. Vielfalt ist nicht nur eine moralische Frage. Sie ist auch unsere Strategie, um zukunftsfähig zu bleiben.

Unterschiedliche Erfahrungen und verschiedene Sprachen bilden einen größeren Erfahrungsschatz für neue Lösungen. Das hilft uns genau dort, wo alte Rezepte nicht mehr funktionieren. Es ist der Versuch, frühzeitig Wege für ein gutes Zusammenleben zu finden. Sonst riskieren wir den Zerfall in verfeindete Gruppen. Wenn eine Gesellschaft beginnt, in den Kategorien eines Kampfes zwischen uns und denen zu denken, findet sie schwerer gemeinsame Lösungen für Schulen, Gesundheit und Sicherheit. Unsere Aufgabe ist es, uns nicht im Kreis unserer gewohnten Ansichten einzuschließen und alte Ängste nicht weiter zu verstärken. Wir müssen angesichts der Veränderungen zusammenhalten. Menschen, die sich heute um Vielfalt kümmern, blicken einfach 20 Jahre in die Zukunft. Sie verstehen, dass die Welt nicht stillsteht. Aber wir können eine neue Welt aufbauen. Wenn Sie das nächste Mal einen Kaffee am Moritzplatz trinken, sehen Sie sich die Menschen um Sie herum noch einmal an. Wir sitzen alle im selben Boot. Und eine Zukunft ohne diese vielstimmige Vielfalt gibt es einfach nicht.

Von Iryna Liakhovych

Gemeinsam stark in einer Welt voller Umbrüche

schnitt. Wo extreme Dürre herrscht, wird Leben schwieriger. Viele Menschen verlassen ihre Heimat nicht, weil sie es sich leichter machen wollen. Sie gehen, weil die Erde sie nicht mehr ernährt. Die Weltbank prognostiziert, dass der Klimawandel bis 2050 bis zu 216 Millionen Menschen dazu zwingen könnte, ihren Wohnort zu verlassen. Auch wir in Augsburg müssen uns anpassen. Wir müssen Gebäude besser vor Hitze schützen und Systeme zum Wassersparen einführen. Für diesen Umbau braucht die Stadt Arbeitskräfte und die Erfahrung der Menschen, die bereits unter solchen Bedingungen gelebt haben.

Dieser Bedarf an Menschen wird beim Blick auf unsere eigene Bevölkerung noch dringender. Über das Altern Deutschlands wird oft gesprochen. Aber der Kern des Problems wird selten erklärt. Laut der Prognose von Destatis wird bis 2035 jede vierte Einwohner*in des Landes über 67 Jahre alt sein. Wir werden zu einer immer älteren Gesellschaft. Früher kamen vier arbeitende Menschen auf eine Rentner*in, aber bald werden es nur noch zwei sein. Das bedeutet, dass entweder die Renten winzig werden oder die Steuern unbezahlbar hoch. Das Altern der Gesellschaft führt zu teureren Dienstleistungen und zum Verlust des gewohnten Komforts. In vielen Bereichen wird schlicht Personal fehlen. Nach Angaben des Instituts für Arbeitsmarkt und Berufsforschung IAB braucht Deutschland jedes Jahr 400 000 neue Arbeitskräfte. Und das ist nur nötig, um die Wirtschaft überhaupt am Laufen zu halten. In diesem Zusammenhang ist Migration keine nette Geste der Politiker*innen, sondern ein wichtiger Baustein, damit unser System stabil bleibt.

Wenn die Zahl der Arbeitskräfte sinkt, müssen unsere Maschinen schlauer werden. Genau hier liegt unsere große Chance. Künstliche Intelligenz kann dabei helfen. Nach Angaben

der Agentur GTAI könnte der Markt für Künstliche Intelligenz in Deutschland bis 2031 auf 37 Milliarden Euro wachsen. Die Automatisierung von Fabriken und kluge Diagnosen in Krankenhäusern helfen uns dabei, unseren Lebensstandard trotz Personalmangel zu halten. Aber Künstliche Intelligenz entsteht nicht aus dem Nichts. In Deutschland fehlen schon heute rund 109.000 IT-Fachkräfte. In diesem globalen Rennen gewinnen die Länder, die die besten Köpfe aus der ganzen Welt anziehen. Programmierer*innen aus Indien, Datenexpert*innen aus Nigeria oder Ingenieur*innen aus Brasilien sind nicht einfach nur ausländische Fachkräfte. Das sind Menschen, die völlig neue Denkweisen mitbringen. In der Welt der Künstlichen Intelligenz ist das entscheidend. Wenn Algorithmen nur von Menschen mit derselben Bildung und Kultur geschrieben werden, übersehen diese Programme wichtige Perspektiven und liefern verzerrte Ergebnisse. Außerdem spricht die moderne Technikwelt eine gemeinsame Sprache von Code und Innovationen. Für Künstliche Intelligenz zählt nicht, welchen Akzent jemand hat. Wichtig ist nur, wie gut man Probleme löst. Wenn Augsburg zu einem Anziehungspunkt für Talente aus der ganzen Welt wird, wäre das ein großer Vorteil für uns. Wir können genau die Startups aufbauen, die neue Arbeitsplätze schaffen.

Dieser technologische Sprung erfordert gewaltige Mengen an Energie. Die alte Welt der billigen Rohstoffe ist vorbei. Laut den Prognosen der Internationalen Energieagentur IEA wird der Stromverbrauch auf der Welt bis 2035 um 40 Prozent steigen. Und dabei geht es nicht nur um Elektroautos. Erinnern Sie sich an unser Gespräch über Künstliche Intelligenz? Riesige Rechenzentren verbrauchen enorme Mengen Strom. Die Energie der Zukunft stützt sich auf Technologien und nicht mehr

Oberhausen vor Lachsen & Bobingen

Zu Gast beim 3. Bundesligaspieltag im Kin-Ball

„Erfurter – Lachse“ – „Erfurter – Lachse“ – in der Sporthalle im Münchner Süden rufen die Gäste in den lachsfarbenen Trikots bisher am lautesten. Tiernamen: nichts Ungewöhnliches im Sport. Dass gleichzeitig drei Teams auf dem Feld stehen, dagegen schon. Und Kin-Ball, erfunden 1986 von kanadischen Sportstudierenden, vereint noch mehr Unkonventionelles.

Ein riesiger Ball trudelt durch die Luft, Sportler*innen rennen, recken die Hände, rutschen über den Hallenboden. Auf den Schultern eines Mannes Ende 50 kommt er zur Ruhe, bevor seine drei Teammitglieder auf ihn zu rennen und eine junge Frau den Ball durch einen kräftigen Schlag wieder ins Fliegen und Taumeln bringt. Schätzungsweise 4 Millionen Menschen weltweit spielen aktiv Kin-Ball, 16 Teams treten in der Deutschen Bundesliga an: Am 14. März 2026 kämpfen alle in München um wichtige Punkte und um die deutsche Meisterschaft. Stimmung wie auf einem großen Familientreffen: Kaffee, Kuchen, Pizza und sehr viele Kinder, die zwischen verschwitzten Sportler*innenbeinen hindurchrennen. Spielsprache ist Französisch, beim Kuchenverkauf ebenfalls, denn die Ausrichtenden gehören zum deutsch-französischen Sportverein „Die Münchner Elche“.

Vielfalt auf dem Feld

„Entwickeln Sie eine Sportart, die den konditionellen, koordinativen und sozialen Defiziten innerhalb der kanadischen Gesellschaft entgegenwirkt.“ So lautete der Arbeitsauftrag 1986, den die Sportstudierenden mit der Vorform von Kin-Ball lösten. Die Regeln sichern zum Beispiel, dass unterlegene Teams nicht in Grund und Boden gespielt werden. Auch der Respekt gegenüber Schiedsrichter*innen sowie der diskriminierungsfreie Umgang untereinander sind Teil der Kin-Ball-Idee. Es gibt weder Altersklassen noch getrennte Teams für



Foto: Sport in Augsburg

Männer und Frauen – Teens spielen im selben Team wie Menschen über 60, jede Körperform und Statur jagt auf den 20 x 20 Meter großen Feldern dem Ball hinterher. Durch einen geschickten Schachzug der Erfinder wurde Kin-Ball Teil des kanadischen Schulsportprogramms und trat damit seinen internationalen Siegeszug an. In Deutschland kümmert sich seit 2019 der Deutsche Kin-Ball-Verband um wachsende Vereinszahlen und um den sportlichen Wettbewerb in der deutschen Kin-Ball-Bundesliga.

Tabellenführer Dissen verpasst Finaleinzug

Am Ende des langen Spieltags spielen die Erfurter Lachse im Tagesfinale gegen Oberhausen I und Bobingen I (bei Augsburg). Die Favorit*innen aus Niedersachsen – Dissen liegt im Teutoburger Wald nahe Osnabrück – scheiden überraschend aus. Gegen die Routine von Oberhausen mobilisieren die Lachse, lautstark angefeuert, ihre letzten Reserven, bleiben aber wie Bobingen

chancenlos. Verdient nimmt Oberhausen die Punkte mit nach Hause und schiebt sich bis zum nächsten Spieltag in Süchteln (NRW) auf Platz 1 der Tabelle. Die Spielenden gratulieren sich herzlich, bevor sie unter die Dusche und zum gemeinsamen Abendessen verschwinden. Was bleibt? Große Lust, diesen ungewöhnlichen Sport selbst auszuprobieren – und die Lage der unbekannten Städte zu recherchieren.

Von Michaela Strattner

Wie geht Kin-Ball?

Bei Kin-Ball geht es darum, den 1,2 m großen, leichten Ball möglichst so zu schlagen, dass eines der beiden anderen Teams nicht in der Lage ist, den Ball im Spielfeld zu stabilisieren. Zur Annahme sind alle Körperteile erlaubt, solange der Ball den Boden nicht berührt. Da drei Teams gleichzeitig gegeneinander spielen, erhalten die beiden Teams einen Punkt, die nicht den Fehler begangen haben. Vor jedem Aufschlag, ruft das aufschlagende Team ein Signalwort, zum Beispiel „Omnikin“ oder „Team“, und die Farbe des Teams, das den Ball annehmen soll. Alle vier Mitglieder eines Teams müssen beim Aufschlag den Ball berühren, sonst zählt der Aufschlag auch als Fehler. Das Kin-Ball-Spiel besteht aus Perioden. Hat ein Team zwei Perioden gewonnen, gewinnt es das Spiel. Eine Periode endet, wenn ein Team 11 Punkte erreicht hat.

Wie sieht Kin-Ball aus?

Schau dir das Video von Kin-Ball-Deutschland auf YouTube an!



Dem Riss in der Gesellschaft eine **RISS** auf der Straße entgegensetzen

Warum Augsburg eine Straßenzeitung braucht

Fast 30 Jahre ist es nun schon her, dass auf Augsburgs Straßen das erste Mal eine Straßenzeitung verkauft wurde. 1994 noch als Import und Lokalbeilage der Münchner Straßenzeitung BISS, ab 1997 dann als eigenständige Straßenzeitung namens Riss.

Denn nach den ersten Importen aus München stand sehr schnell fest: Eine Stadt wie Augsburg hat ausreichend lokalspezifische Themen, Angebote und Geschichten, die den Rahmen der achtseitigen Sonderbeilage sprengen und den Inhalt einer eigenen Zeitung füllen sollten. Geboren war die Augsburger Straßenzeitung Riss, die von dem Verein „Tür an Tür – miteinander wohnen und leben e.V.“ zusammen mit dem SKM Augsburg mit einer Auflage von ca. 6000 Stück vier- bis sechsmal im Jahr herausgegeben wurde.

Doch dann - Corona: Während die Frühjahrsausgabe 2020 zunächst nur als verschoben und der Verkauf als vorübergehend ausgesetzt galten, führten die andauernden Lockdown-

und Kontaktbeschränkungen irgendwann doch ganz zum Erliegen der Straßenzeitung. Sämtliche Versuche, dem Riss in der Gesellschaft wieder eine Riss auf der Straße entgegenzusetzen, scheiterten nicht zuletzt an personellen Kapazitäten und zeitlichen Ressourcen.

Aber nicht nur die pandemie-bedingten Einschränkungen haben Straßenzeitungen wie der Riss in den letzten Jahren zugesetzt. Steigende Papierpreise, bargeldloses Zahlen und die allmählich auch in Deutschland fortschreitende Digitalisierung werfen neue Fragen auf: Braucht es in Zeiten, in denen Nachrichten jederzeit und kostenlos auf dem Smartphone verfügbar sind, überhaupt noch eine gedruckte Zeitung? Und haben kleine, unabhängige Straßenzeitungen überhaupt noch eine Zukunft?

Ja, ist sich eine Gruppe Engagierter rund um Mitarbeitende von Tür an Tür und SKM einig und trifft sich mittlerweile wieder regelmäßig, um den Weg für einen Neustart der Riss zu ebnen. Denn klar ist: An den grundsätzlichen Zielen und Bedarfen hat sich seit der letzten Ausgabe nichts geändert. Vielmehr hat die Zahl der Menschen, die von Armut und Wohnungs-

not betroffen sind, Jahr um Jahr einen neuen Höchststand erreicht. Tendenz steigend.

Laut Hochrechnung der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (kurz: BAG W) waren 2024 erstmals mehr als eine Million Menschen in Deutschland wohnungslos. Laut aktuellem Armuts- und Reichtumsbericht ist fast jede sechste Person in Deutschland armutsgefährdet, wobei Wohnen mehr und mehr zum Armutstreiber wird, wie eine Erhebung des Paritätischen Gesamtverbandes bereits 2024 zeigt (Der Paritätische, 2024). Gerade in einer Stadt wie Augsburg, die gemeinhin als die ärmste Stadt Bayerns gilt und in der das zur Verfügung stehende Einkommen rund 16 Prozent unter dem bayerischen Durchschnitt liegt, stellen Straßenzeitungen wie der Riss daher nach wie vor eine wichtige und niedrigschwellige Möglichkeit dar, um über den Verkauf zumindest ein kleines Einkommen zu erzielen.

Gleichzeitig sehen wir, wie die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinandergeht und damit einen Nährboden freilegt, der von autoritären, antidemokratischen und rechtsextremen Gruppierungen so erfolgreich beackert wird, dass radikale wie menschen-

feindlichen Aussagen plötzlich (wieder) sagbar und in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind. Aussagen wie „die nehmen uns die Wohnungen weg“ stehen dabei paradigmatisch für einen Diskurs, in dem Flucht und Migration z.B. immer wieder zur „Mutter aller Probleme“ erklärt und Argumentationen mehr auf gefühlten Wahrheiten, denn auf faktenbasierten Tatsachen und Recherchen basieren.

Fakten, die in Zeiten von Clickbaiting und digitaler Beschleunigung allzu schnell vereinfachten und pauschalisierenden Schlagzeilen zum Opfer fallen, mit der Folge, dass die Grenzen des Sagbaren immer mehr verwischen und aus kleinen Rissen plötzlich tiefe Gräben werden, die das M i t e i n a n d e r immer weiter auseinanderreiben.

Umso wichtiger werden gerade jetzt Stimmen, Medien und Plattformen, die über diese Gräben Brücken bauen und Möglichkeiten bieten, aufeinander zuzugehen, einander zuzuhören und miteinander ins Gespräch zu kommen. Oder kurz gesagt: Die dem Riss in der Gesellschaft wieder eine Riss auf der Straße entgegensetzen.

Die ersten Grundpfeiler wurden dafür bereits gesetzt. Jetzt gilt es, darauf weiter aufzubauen und die Riss wieder mit Leben zu füllen. Wenn auch du Lust hast, dem Riss in der Gesellschaft etwas entgegenzusetzen, freut sich das aktuelle Riss-Team über jede Form der Unterstützung. Ganz egal, ob du gerne schreibst, fotografierst, illustrierst oder einfach gerne Brücken baust – melde dich mit einer kurzen Mail an: riss@tuerantuer.de

Von Corinna Höckesfeld

Quellen:
Der Paritätische: Wohnen macht arm. Die Berücksichtigung von Wohnkosten macht ein bislang unsichtbares Ausmaß an Armut sichtbar. Berlin 2024.

Umfrage zum Thema lokale Medien und vielfältige Berichterstattung

Lokale Medien wie Zeitungen oder Radio können entscheiden, wer gehört wird und über was berichtet wird. So beeinflussen sie das Zusammenleben in der Stadt.

Mit dieser Umfrage wollen wir herausfinden, wie Sie die Berichterstattung wahrnehmen und ob Sie Kritik oder Anregungen für die lokalen Medien haben. Aus den Ergebnissen entstehen Angebote für Journalist*innen, um die Berichterstattung zu verbessern.

Wir freuen uns über jede Perspektive!

Deine Stadt,

Deine Medien,

Deine Meinung zählt!

Die Teilnahme an der Umfrage ist anonym und freiwillig.



Vielfältige Stadtgesellschaft und lokale Medien

**Deine Stadt!
Deine Medien!
Deine Meinung zählt!**
nimm teil an unserer Befragung!

Ein Projekt von:



DIWA 4.0
Vielfalt!
Gerecht!
Abbilden!

**IHR KONTAKT
ZU UNS**

**Haben Sie Ideen, Wünsche,
Anregungen oder Kritik
an der MiAux?**

Wir freuen uns sehr über Ihre Impulse per Mail an diwa-vga@tuerantuer.de

Eine kleine radikale Selbstreflektion –

Das PRIVATE ist POLITISCH:

Er sagt „du siehst nicht aus wie eine Mutter“ oder „man kann gar nicht sehen, dass du Mutter bist“ und im ersten Moment bin ich mal wieder stolz. Stolz darauf „undercover mom“ zu sein, stolz darauf, nicht in das Bild zu passen, das ein Großteil der (westlichen) Gesellschaft wohl von einer Mutter hat. Ein Teil in mir fühlt sich, als hätte er gesiegt: „Ja, ich bin Mama und habe mein altes Selbst behalten. Sehe jung aus, bin sportlich, entspannt, immer noch offen und abenteuerlustig, voller Antrieb und Ideen. Ich bin ich geblieben!“ Eine andere Stimme in mir schreit mich an: „Du belügst dich selbst!“ – und sie hat Recht.

Mich an meiner alten Version festklammernd kämpfe ich Tag für Tag mit meinen eigenen Stereotypen, meinem Bild von einer „guten Mutterschaft“ und den Ansprüchen an mich in dieser und außerhalb. Ja, ich trenne hier zwei Welten.

Ich lebe zwei Leben parallel

Das, meines autonomen, freigeistigen, leichten Ichs und das, einer allein-erziehenden Mutter, die immer wieder im Frust versinkt, wegen der Abhängigkeit von dem Vater des Kindes (die sie so nicht hatte kommen sehen) und den damit zusammenhängenden Beziehungsarbeiten für eine Beziehung, die eigentlich gar keine mehr ist. Oft bin ich müde, manchmal traurig und vor allem viel zu oft einsam, da ein Stück weit isoliert von meinem Freund*innenkreis mit dieser komplexen Situation. Weder bin ich mein freies Ich, dass ich so sehr geliebt habe, noch die Mutter, die die Gesellschaft erwartet. Wenn ich nicht aussehe/wirke wie eine Mutter, bin ich dann vielleicht auch keine (gute)? Werde ich mich immer und immer wieder fragen, ob ich hier richtig bin, bis ich in das Bild der anderen passe, bzw. meinem eigenen Stereotyp entspreche? Schaffe ich es irgendwann mir ein neues Bild von mir zu malen, in dem alles zusammenpasst, in dem alle meine Puzzle-teile gut zusammensteckbar sind/sich nicht mehr abstoßen (bzw. ggs. Abwerten)?

Mein Leben ist aktuell geprägt von einem Tanz aus Frust und Freude, Wut und neuem Mut, Lieben und Loslassen, Trauer (weil ein Teil in mir stirbt) und Optimismus (da durch diesen Tod neuer Raum entstehen darf für Wachstum), Stolz und Verzweiflung. Ich fühle mich schwer dann wieder unglaublich leicht.

In einem Meer voller Strömungen werde ich mal mitgerissen, mal halte ich Stand. An manchen Tagen feiere ich die Wellen, springe grinsend durch das Wasser, habe mein Surfbrett dabei und genieße das Spiel. An anderen Tagen stehe ich da mit starrem Blick, von meiner Angst gebannt.

Mütter sind nicht einfach Mütter – keine von uns hat ein Gen, dass uns zur immerzu liebevoll pflegenden Maschine macht. Wir sind Menschen, die sich einer enormen Pflegearbeit angenommen haben, inklusive der Arbeit an sich selbst, die tägliche Konfrontation mit der eigenen Kindheit und die Aufarbeitung dessen, was wir erlebt haben. Wir sind alle unterschiedlich und kämpfen jede auf ihre eigene Art mit den gesellschaftlichen Erwartungen an Mutterschaft.

Ich wünsche mir ein anderes, genderfreies Bild von Eltern als Menschen mit Kind.

Eine Entprivatisierung der Erziehungsfunktion. Vor allem Frauen, werden oft zu 100 % für das Verhalten ihrer Kinder in Verantwortung gezogen, anstatt, dass Kinder als Personen wahrgenommen werden, mit denen auf Augenhöhe gesprochen wird. Das aktuell noch existierende Mutterbild ist untragbar, überzogen und sehr einengend. Lasst uns mehr nachfragen, zuhören und unsere Annahmen kritisch hinterfragen. Denn meistens haben sie wenig zu tun mit der Realität.

Seitdem ich Mutter bin, ist mir nochmal mehr bewusst geworden (auf die harte Tour) wie essenziell es ist, welcher Mensch ich selbst bin, also wie ich mich verhalte, um die Gesellschaft zu formen, in der ich leben möchte. Wie ich Beziehungen pflege und mir (selbst) auferlegte Rollen annehme oder für mich anpasse, ist zutiefst politisch.

Wenn wir beschließen, Annahmen und Missverständnisse im Freund*innenkreis nicht einfach stehen zu lassen, uns selbst reflektieren, hinterfragen und zugeben können, uns oftmals zu irren, wenn wir uns trauen Fehler zu machen und diese auch anderen erlauben, mit dem Bewusstsein dafür, dass wir dennoch für die Folgen verantwortlich sind und Arbeit reinstecken müssen, um Wunden zu heilen, dann machen wir Politik.

AUSGRENZUNG, VORURTEILE UND DISKRIMINIERUNG

begleiten mich nicht nur in meiner Arbeit, sie sind Teil meines Alltags

Marcella Herzenberger, Vorsitzende des Regionalverbands Deutscher Sinti und Roma Schwaben e.V.

Antiziganismus bezeichnet die spezifische Form des Rassismus, die sich gegen Sinti und Roma richtet. Er äußert sich in tief verwurzelten Vorurteilen, Diskriminierung und Ausgrenzung bis hin zu struktureller Benachteiligung: in Bildung, Arbeit, Wohnen, aber auch im alltäglichen Leben. Als Vorsitzende des Regionalverbands Deutscher Sinti und Roma Schwaben und selbst Angehörige der Minderheit weiß ich aus eigener Erfahrung, dass Antiziganismus nach wie vor eine ernste Realität ist.

Offiziell leben laut Schätzungen rund 70.000 bis 120.000 Sinti und Roma in Deutschland, wobei die Dunkelziffer vermutlich deutlich höher liegt – allein schon, weil viele ihre Herkunft nicht offenlegen. In Bayern wird die Zahl auf mehrere zehntausend geschätzt, doch auch hier ist die tatsächliche Zahl schwer greifbar. Es ist ein großes Problem, dass Angst vor Diskriminierung dazu führt, dass Menschen ihre Identität verleugnen müssen, um gleiche Chancen in Ausbildung, Beruf und Gesellschaft zu haben. Das zeigt, wie tief Antiziganismus in unserer Gesellschaft verankert ist – und wie notwendig entschiedene Aufklärung und Gegenmaßnahmen sind.

Die Zahl antiziganistischer Vorfälle nimmt in alarmierender Weise zu. Im Jahr 2024 wurden bundesweit 1.678 dokumentiert – ein deutlicher Anstieg gegenüber dem Vorjahr, in dem es 1.233 solcher Vorfälle waren. Diese Statistik zeigt jedoch nur einen Ausschnitt der Realität. Die eigentliche Dimension bleibt weitgehend im Verborgenen, denn die Dunkelziffer ist erheblich. Viele Angehörige unserer Minderheit melden Übergriffe oder Diskriminierung gar nicht erst – aus Angst, Resignation oder mangelndem Vertrauen in die Institutionen.

Seit Juli 2024 bin ich innerhalb des Landesverbands Deutscher Sinti und Roma Bayern für die Antidiskriminierungsberatung innerhalb des Projekts „respekt*land“ verantwortlich. In dieser Arbeit wird klar: Nur durch community-basierte Beratung, die

von uns als romanessprechende Angehörige der Minderheit nach den Standards des Antidiskriminierungsverbands Deutschlands durchgeführt wird, gelingt es, das Vertrauen der Ratsuchenden überhaupt erst aufzubauen. Viele fragen sich: „Wird das, was ich sage, für oder gegen mich verwendet?“ oder gehen davon aus: „Mir wird ja sowieso nicht geholfen.“ Solche Sätze zeigen, wie tief das Misstrauen sitzt – und das nicht ohne Grund.

Wir erleben leider immer wieder, dass selbst mit unserer Begleitung Unterstützungsstrukturen versagen: Polizeiliche Anzeigen werden nicht aufgenommen, Verfahren eingestellt oder Vorfälle bagatellisiert. Die Ursache für die steigenden Zahlen antiziganistischer Übergriffe liegt nicht nur in einem gesellschaftlichen Klima, das Minderheiten zunehmend ablehnend begegnet, sondern auch in der mangelnden Sensibilisierung staatlicher Stellen – vom Bildungswesen bis zur Justiz. Der jahrhundertlang gewachsene Antiziganismus sitzt tief in den Strukturen unserer Gesellschaft – und es braucht ernst gemeinte, nachhaltige Maßnahmen, dem entgegenzuwirken.

Wir als Minderheit der Sinti und Roma haben in den letzten Jahrzehnten durch unermüdliche Arbeit und politischen Einsatz wichtige Fortschritte erzielt. Besonders hervorheben möchte ich die jahrzehntelange Arbeit unseres Vorsitzenden des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, Romani Rose, der nie müde wurde, für unsere Rechte, unsere Gleichberechtigung und unsere Anerkennung zu kämpfen. Sein Einsatz hat unter anderem dazu geführt, dass wir heute ein zentrales Mahnmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma Europas im Herzen Berlins haben – direkt auf dem Gelände der Bundesregierung. Ebenso wichtig war die Wiedereinsetzung eines Antiziganismusbeauftragten, was ein deutliches politisches Signal ist.

Doch trotz dieser Erfolge kann von echtem Schutz keine Rede sein. Wir erleben eine gefährliche Entwicklung, in der sich ein neues Klima des Nationalismus und Rechtsextremismus ausbreitet. Angehörige unserer Minderheit haben heute wieder Angst – Angst, sich zu ihrer Herkunft zu bekennen, Angst vor Ausgrenzung, Diskriminierung und Gewalt. Und diese Angst ist berechtigt. Wir brauchen nicht nur Beauftragte und Symbole, sondern entschlossene staatliche Maßnahmen gegen rechte Strukturen – sowie eine starke, solidarische Zivilgesellschaft, die nicht wegschaut.

Sinti und Roma leben seit 600 bis 700 Jahren in Deutschland. Wir sind keine „Pass-Deutschen“, wir sind Deutsche. Das ist unser Land – und auf dieses Land erheben wir Anspruch. Wer hier zu gehen hat, sind die Nazis!

Renaissance des Schwitzkastens

Brazilian Jiu Jitsu feiert das Rangeln mit Köpfchen

„Zeit!“ Körperpaare lösen sich aus der Umklammerung, auf den Matten glänzt der Schweiß. Brazilian Jiu Jitsu, kurz BJJ, bedeutet Bodenkampf, ein Ringen um die beste Position. In Augsburg schießen nicht nur die Studios aus dem Boden. In den bestehenden kommen stetig Interessierte dazu, die den Kampfsport ausprobieren wollen.

Im BJJ treten zwei Personen derselben Altersklasse, Gewichtsklasse und Erfahrungsklasse gegeneinander an. Ziel ist, die gegnerische Person zum Aufgeben zu zwingen, das sogenannte Finish. Der Würger ist so ein Finish, ein Fußhebel oder Armhebel, bei denen die Gliedmaßen bis zum Schmerzpunkt verdreht werden. Der*die Kämpfer*in „tapt“, schlägt also mehrmals die Hand auf den Boden. Dann wird der Griff gelöst und der Kampf beginnt von neuem. Im Wettkampf gibt es Punkte für Positionen, Drehungen und Finish. Im Training rangeln die Kämpfer*innen auf Zeit, wechseln Partner*innen und testen die verschiedenen Griff- und Haltetechniken.

„Man sagt auch Körperschach“

Der BJJ-Erfinder Hélio Gracie passte die Kampftechniken von Jiu Jitsu und Judo an, damit Menschen mit kleiner Statur und geringem Gewicht nicht mehr im Nachteil waren. „Die Gracies prägten diesen Sport stark“, Physiotherapeut Dennis erzählt begeistert von „Körperschach“, wie er BJJ nennt. Die Brüder Carlos und Hélio unterrichteten Anfang des 20. Jahrhunderts in Brasilien. Vor allem Hélio maß sich bis ins hohe Alter mit Boxern, Judokas oder

Capoeiristas – meist erfolgreich. Denn BJJ ist tatsächlich Kämpfen mit Köpfchen: „Je besser du deinen Körper kennst, umso besser spürst du, was funktioniert: So sitzt der Hebel, wohin verlagere ich mein Gewicht. Und wie bringe ich den Gegner zu Fall.“ Trainer Dominik betreibt BJJ seit sieben Jahren und führt die Living Sports Academy im Alten Postweg.

Wer steht auf der Matte?

„Ich bin 1,60 groß und 53 Kilo schwer, beim Boxen hatte ich nicht viel Chancen, beim BJJ aber...“, Becca trainiert bei Living Sports seit vier Jahren: „Du verbesserst jede Technik immer weiter, bist nie komplett fertig. Das mag ich an dem Sport: Es gibt immer etwas, in dem du noch besser sein kannst.“ Das wichtigste sei Körperbeherrschung, Koordination, Flexibilität – und der Flow. Becca denkt nicht über den nächsten Move nach, er kommt automatisch.

Jeanette ist seit zwei Jahren dabei und ärgert sich, dass sie nicht früher angefangen hat. Mit ca. 1,80 Körpergröße achte sie vor allem auf ihre Balance, auch auf Knien. Ein tieferer Schwer-

punkt und ein kompakterer Körperbau bringt natürlich Vorteile: „Man merkt den eigenen Fortschritt eigentlich erst daran, dass es länger bis zum Finish dauert. Erst in Sekunden, dann zehn, dann 30 Sekunden, dann immer länger.“ Frustrierend sei das oft. Warum sie immer noch trainiere?

„Weil’s großen Spaß macht. Weil’s kreativ und anstrengend zugleich ist!“

Ist das nur ein Sport für junge, fitte Menschen?

„Die meisten, die bei mir anfangen sind erwachsen, auch über 50-Jährige fangen noch mit BJJ an. Man muss halt clever trainieren, nicht alles auf einmal wollen. Was du verpasst hast, holst du nicht mit Kraft nach.“ In Dominiks Studio trainieren Männer, Frauen und Kinder ab fünf Jahren. Hier motivieren die regelmäßig stattfindenden Wettkämpfe zum Training, bei Ultimate Gym, einem weiteren BJJ Studio in Göggingen, steht das nicht so im Fokus.

Hierhin kommt Chris mit seinem Sohn, trainiert aber auch selbst und übernimmt ab und an die Trainerrolle: „Ich bin jetzt Ende 40 und ich kann mir keinen anderen Sport vorstellen, bei

dem ich zwei Stunden Vollgas gebe und jede Minute Spaß habe!“ Jedes Training sei anders, je nachdem welche Statur, welches Gewicht, welche Erfahrung die gegnerische Person mitbringt. Sowohl bei Living Sports als auch bei Ultimate Gym trainieren alle Geschlechter gemeinsam. Die Gegner*innen fordern sich dann, wenn „der Stärkere merkt, dass er unter Druck gerät und was machen muss. Das Lernen steht aber im Vordergrund, nicht den anderen fertig zu machen.“

Teurer als Fitnessstudio, aber auch fordernder

Einsteiger*innen kämpfen normalerweise im Gi, einem Kampfanzug aus Baumwolle, der sich gut greifen lässt. Der Anzug wird durch einen farbigen Gurt zusammengehalten, der die Erfahrung der kämpfenden Person anzeigt: Weiß für Anfänger*innen über Blau, Lila, Braun zu Schwarz. No Gi Sessions, also Trainings und Kämpfe ohne Kampfanzug, sind meist den erfahreneren Kämpfer*innen vorbehalten. Zu den Kosten für den Gi (ca. 100 Euro) kommen außerdem die Studiokosten hinzu, die deutlich teurer sind als klassische Fitnessstudios oder Sportvereine: ca. 70 bis 100 Euro im Monat. Den Sportler*innen bei Living Sports und Ultimate Gym ist der Ausgleich und das Auspowern das wert – und das stetige eigene Wachsen: „Dein Training hilft dir, selbstbewusst gegen einen Braungurt anzutreten, der doppelt so schwer ist wie du selbst“, erzählt Dennis von seinem forderndsten Kampf. Gewonnen hat er nicht, aber viel gelernt.



Gendern lohnt sich!

Interview mit Prof. Dr. Simon Goebel

Unabhängiger Augsburger Medienrat (UAM): Herr Goebel, dürfen Sie als Professor einer bayerischen Hochschule nach dem Gender-Verbot vom März 2024 eigentlich noch Gendern?

Simon Goebel (SG): Ja, ich darf gendern. Für mich als Professor gilt ja glücklicherweise noch die Wissenschaftsfreiheit aus dem Grundgesetz. Das Grundgesetz wiegt mehr als das populistische Gender-Verbot der bayerischen Staatsregierung.

UAM: Und Sie gendern auch?

SG: Ja.

UAM: Warum?

SG: Ich finde es aus zwei Gründen sinnvoll. Es geht darum, Menschen, die nicht binär, also nicht entweder Frau oder Mann sind oder sich nicht so identifizieren, einzubeziehen. Es ist eine biologische und soziale Tatsache, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt.

UAM: Wie ja auch vom Bundesverfassungsgericht bestätigt wurde.

SG: Richtig. Das Urteil vom 10. Oktober 2017 hat deutlich gemacht, dass das im Grundgesetz verbriefte allgemeine Persönlichkeitsrecht „auch die geschlechtliche Identität derjenigen [schützt], die sich dauerhaft weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuordnen lassen“. Und deshalb hat das Bundesverfassungsgericht gesagt, dass im Personenstandsrecht neben „männlich“ und „weiblich“ ein dritter Geschlechtseintrag möglich sein muss. Ende 2018 wurde dann das entsprechende Gesetz verabschiedet. Seither ist der Geschlechtseintrag „divers“ möglich.

Lange wurde diese gesellschaftliche Realität unterdrückt. Gender-Schreibweisen versuchen, dieser Realität Ausdruck zu verleihen, dass es mehr als zwei biologische und soziale Geschlechter gibt. Es geht also konkret darum, nicht-binäre Menschen sprachlich einzubeziehen, also inklusiv zu sein. Inklusion heißt, dass Menschen unabhängig von ihren Unterschieden gleichberechtigt teilhaben können. Darum muss es in einer demokratischen Gesellschaft gehen.

UAM: Viele kritisieren, dass der Lesefluss beeinträchtigt wird.

SG: Klar, aber dass Gender-Sternchen herausfordernd sind, ist auch allen bewusst, die sie verwenden. Die Schreibweisen werden auch ständig weiterentwickelt, wodurch unterschiedliche Schreibweisen gleichzeitig existieren. Das zeigt, dass wir inmitten einer Suchbewegung sind. Und es zeigt, wie schwer es ist, in einer heteronormativ geprägten Sprache eine passable Lösung zu finden. Dabei wird ausprobiert, diskutiert und gestritten. Also genau das, was eigentlich an Hochschulen passieren sollte!

UAM: Und was ist denn nun der zweite Grund, weshalb Sie das Gendern sinnvoll finden?

SG: Die Verwendung der Gender-Schreibweise weist auf ein grundlegendes Ungleichheitsproblem hin, das über die Debatte um Gender hinausweist. Wir leben in einer Gesellschaft und in einer Welt, in der Menschen unterschiedlichen Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen haben und zwar in Abhängigkeit von unterschiedlichen Zugehörigkeitsmerkmalen.

UAM: Was heißt das?

SG: Das heißt, dass unter anderem Frauen und queere Menschen, Menschen, die von Rassismus oder von Armut betroffen sind und Menschen mit Beeinträchtigungen, in vielen Bereichen der

Gesellschaft benachteiligt werden. Da geht es beispielsweise um Wohnraum, um Bildungszugänge, um Gesundheitsversorgung, um soziale, politische und kulturelle Teilhabe, um Anerkennung usw. Diskriminierung ist leider Alltag für viele Menschen. Menschen, die privilegiert sind, fällt das oft nicht auf. Deshalb ist es unser aller Aufgabe, sie darauf aufmerksam zu machen.

UAM: Und inwiefern gelingt das durch das Gendern?

SG: Wir können gegenwärtig wieder vielfach beobachten, dass immer dann, wenn Kritik an diskriminierenden Verhältnissen geäußert wird und wenn – beispielsweise mit dem Gender-Sternchen – Ungleichverhältnisse sichtbar gemacht werden, dass sich dann Akteur*innen zu Wort melden, die keine Veränderung möchten, die wollen, dass alles beim Alten bleibt. Die wünschen sich eine gesellschaftliche Ordnung, in der es klare Hierarchien gibt – wie in der vermeintlich „guten alten Zeit“. Aber dass Frauen wählen und ohne Erlaubnis ihres Ehegatten arbeiten dürfen, dass öffentliche Einrichtungen barrierefrei sein müssen, dass Lesben und Schwule heiraten dürfen – das alles ist die Folge von Kämpfen um Gleichberechtigung gegen rechte und konservative Widerstände. Es ist wichtig, dass Betroffene von Diskriminierung diese Kämpfe nicht alleine führen müssen, sondern auch von Nicht-Betroffenen Solidarität erfahren. Das Gendern ist nur ein ganz kleiner, wenig aufwändiger Bestandteil einer solchen solidarischen Praxis, aber aufgrund seiner starken Polarisierung ist das Gendern dazu geeignet, die Solidarität dann doch sehr deutlich zum Ausdruck zu bringen.

UAM: Gendern lohnt sich also?

SG: Auf jeden Fall!

Simon Goebel ist Professor für Soziale Arbeit und Diversität an der Technischen Hochschule Augsburg. Er forscht u.a. zu Diversität, Migration und Rassismus.

5 Augsburger*innen haben wir gefragt!?

Wir sind ein weiteres Mal mit einer spannenden Frage an Augsburger*innen herangetreten. Dieses Mal wollten wir wissen:

„Was wünschen Sie sich von den lokalen Medien?“

Die Antworten:

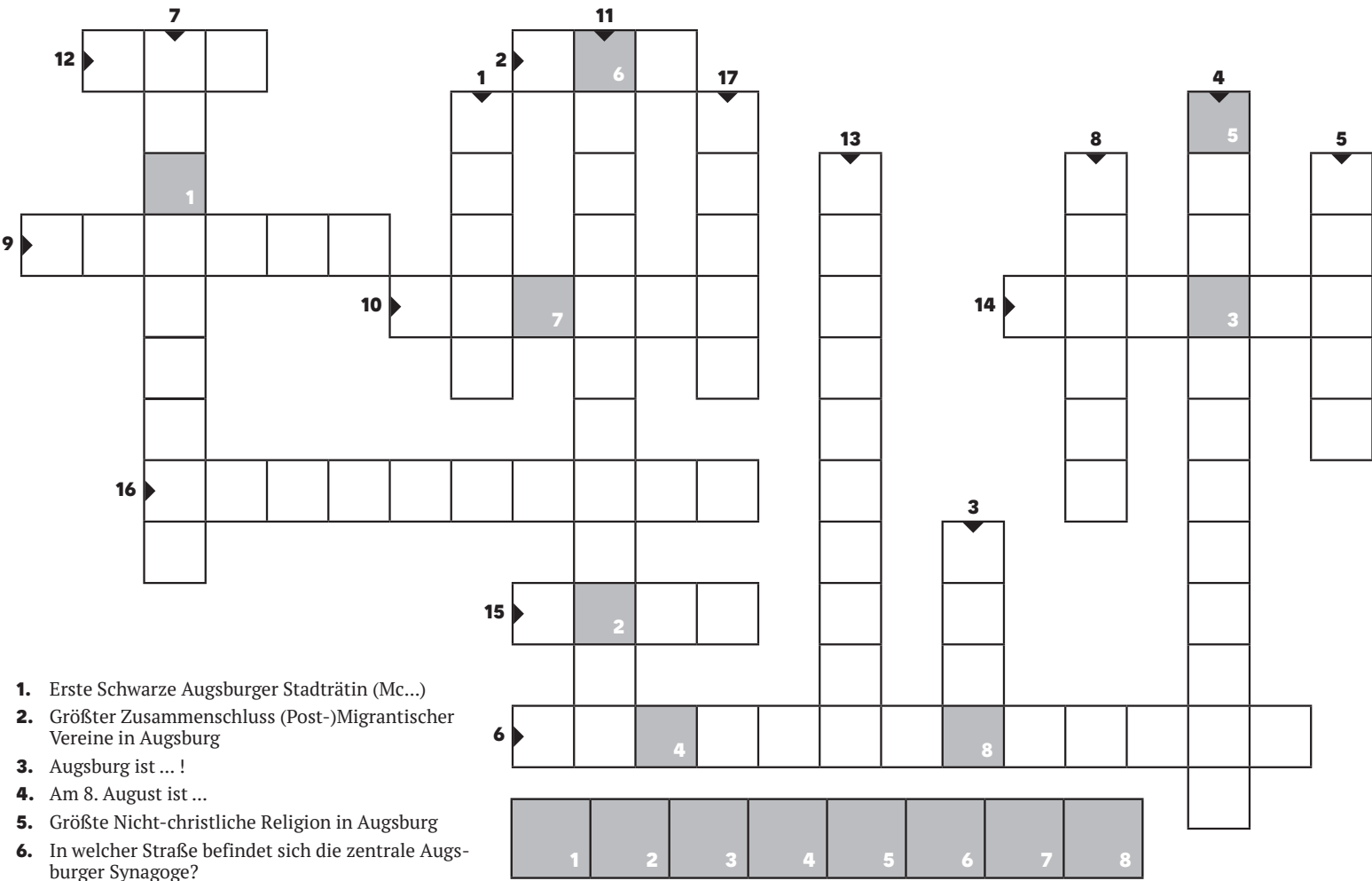
„Die Medien dienen der Informationsweitergabe an die Leser*innschaft, die in einer Gesellschaft der Vielen mit ihren unterschiedlichen Bedarfen an Informationen adressiert werden müssen. Daher ist es wichtig ein Bewusstsein zu haben, wie die Gesellschaft konstituiert ist, welche Lebensrealitäten diese haben. In der Berichterstattung kann nur dadurch ein (Vor-)Urteilsfreier Informationstransfer gelingen!“
Düzgün

„Von den lokalen Medien wünsche ich mir eine interessierte und verständige Berichterstattung über das gesellschaftliche Leben der Migranten (idealerweise geführt von Menschen mit Migrationshintergrund), und nicht nur über Stereotype wie erfolgreiche Dönerverkäufer, Restaurantbetreiber oder Kampfsportmeisterschaften sondern kulturelle Veranstaltungen – mit Hintergrundinfos“
Mehmet

„Ich wünsche mir das die Medien multiperspektivisch und kritisch im Sinne der Freiheit und Solidarität berichten. Und die Vielfalt der Stadtgesellschaft auch in der Vielfalt zeigen und selbstkritisch Ihrer gesellschaftlichen, demokratischen und unternehmerischen Verantwortung bewusst werden und dies tragen.“
Denzil

„Als Augsburgerin mit Migrationsgeschichte wünsche ich mir eine respektvolle und sprachensible Berichterstattung – eine, die nicht über, sondern mit mir spricht. Ich möchte gesehen und gehört werden – jenseits von Klischees. Meine Geschichte, Sprache, Herkunft und Erfahrungen sollten nicht auf den Begriff „Migrationshintergrund“ reduziert werden, sondern als selbstverständlicher Teil der Vielfalt dieser Stadt gelten.“
Sevda

„Mehr Berichterstattung über Migrant*innen und ihre Probleme hier in Augsburg anzukommen (z.B. mangelnde soziale Kontakte zu erfolgreichen „Biodeutschen“ (Fakt)).“
Georgi



1. Erste Schwarze Augsburger Stadträtin (Mc...)
2. Größter Zusammenschluss (Post-)Migrantischer Vereine in Augsburg
3. Augsburg ist ...!
4. Am 8. August ist ...
5. Größte Nicht-christliche Religion in Augsburg
6. In welcher Straße befindet sich die zentrale Augsburger Synagoge?
7. Englischer Vielfaltsbegriff
8. Augsburger Kultur-Café (benannt nach Pablo ...)
9. Bekanntester Augsburger Schriftsteller
10. Familienname Augsburger Kolonialherren
11. Zusammenschluss antirassistischer FCA-Fans
12. Große NGO im Bereich Medien und Diversity (Abk.)

13. Augsburger Chor (größter Hit wohl: "Scheiß AfD")
14. Augsburger Widerstandskämpferin (Name Mittelschule Gersthofen)
15. Augsburger Straßenzeitung
16. Augsburger NGO mit Themenfeldern Migration, Flucht und Vielfalt
17. Monat queer-feministischer Kampftag

Sehr geehrte*r Leserbriefschreiber*in,

wir bedanken uns für Ihre Darstellung in Ihrem Leserbrief.

Wir sind immer bemüht, als unabhängiges Medium unterschiedliche Meinungen zu hören und als investigative Journalist*innen fundierte Artikel zu produzieren.

Sie haben uns aber gezeigt, dass die Welt viel einfacher ist. Denn statt mit einem vielstimmigen Chor etwas Schönes zu produzieren, soll eine Solo-Performance ausreichen.

Warum sollen wir hunderte von Redakteur*innen, Expert*innen, Wissenschaftler*innen finanzieren und fragen, wenn Sie die Ursachen der Probleme und vor allem die Lösungen kennen.

Wir dachten, dass unsere Gemeinschaft komplex sei, Sie beweisen uns, alles ist sehr einfach und die Alternative sei da, für Deutschland und die Welt.

Wir dachten, die Gesellschaft sei ein Marktplatz, Sie haben uns überzeugt, sie ist eine Einbahnstraße.

Wir glaubten, die beste Form des Miteinanderlebens ist die Demokratie mit ihrer Vielfalt, Sie beweisen, dass Einstimmigkeit die bessere politische Führung darstellt.

Wir sind aber sicher, dass Sie Sich nicht öffentlich für eine Diktatur aussprechen, obwohl es Ihr Stil der Argumentation ahnen lässt.

Wir stehen vor einem Rätsel: Wir befürchten, dass Sie nicht der*die einzige sind, der*die die absolute Wahrheit besitzt. Wie lösen wir das Problem der Vielfalt der Alleinbesitzer*in der Wahrheit?

Wir sind aber überzeugt, dass Sie als Kenner*in dieser Welt DIE einfache Lösung anbieten können.

Wir würden uns freuen, sie zu veröffentlichen.

Es wäre dann unsere letzte Aufgabe, denn wir würden überflüssig.

Mit den verwirrten Grüßen der sich verabschiedenden Redaktion

MiAUX IMPRESSUM

Herausgeber*in:
Tür an Tür – Integrationsprojekte gGmbH
Wertachstraße 29 | 86153 Augsburg

Kontakt:
Projektteam
»DIWA 4.0. Vielfalt! Gerecht! Abbilden!«
Diwa-vga@tuerantuer.de

Layout & Illustration: Nontira Kigle

Tür an Tür

DIWA 4.0

Vielfalt!
Gerecht!
Abbilden!

Das Projekt Vielfalt! Gerecht! Abbilden! ist Teil von DIWA 4.0. Das EU-geförderte Projekt DIWA 4.0 unter der Leitung des Büros für gesellschaftliche Integration der Stadt Augsburg setzt sich aktiv für die gleichberechtigte Teilhabe Neuzugewanderter und ein respektvolles Miteinander ein. Mehr Informationen: augsburg.de/diwa



Kofinanziert von der Europäischen Union

Koordiniert von:



Stadt Augsburg